

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Wunderland ♦ Farbige Zeichnung von Friedrich Karl Schmidt

So werden auch Sie sich freuen,

wenn Sie mit Lux Seifenflocken waschen und Ihr Kleid wie verjüngt aus dem herrlichen Schaum hervorgeht. Gerade zur Pflege empfindlicher Gewebe und solcher Sachen, die möglichst nach jedem Tragen gewaschen werden sollen, gibt es nichts Besseres. Im milden Bad der Lux Seifenflocken löst sich aller Schmutz behutsam; jedes Stück bleibt in Form, Farbe und zarter Weichheit wie neu.

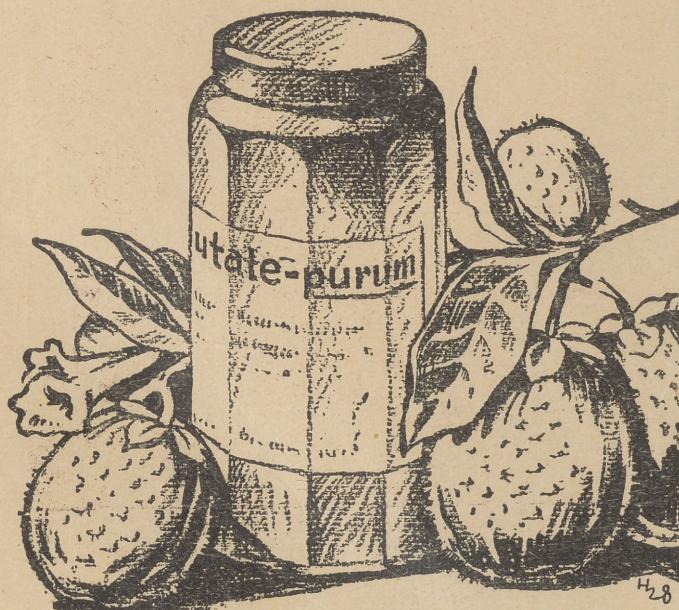
Und wie einfach ist die Anwendung! Ein paar Löffel Lux Seifenflocken geben im Nu eine Waschschüssel kräftigen Schaum, in dem Sie die Sachen nur leicht auszudrücken brauchen. — So leicht und absolut sicher wäscht sich's nur mit Lux Seifenflocken.

Zu Ihrem Schutz: Lux Seifenflocken sind nur erhältlich in Originalpaketen zu 90 u. 50 Pf.

LUX
SEIFENFLOCKEN
Sunlicht Ges. A.G. Mannheim-Rheinau



Auf vielseitigen Wunsch:
Lukutate purum



Es mehren sich die Vorschläge, namentlich ärztlicherseits, Lukutate rein, also ohne die zur Herstellung von Geleefrüchten, Brühwürfeln usw. erforderlichen Zusätze, herauszubringen, ein Erzeugnis also, das nur die Original-Indischen Verjüngungsfrüchte enthält. — Diesem Wunsche entsprechend lieferre ich nunmehr als Neuheit, außer den bekannten Lukutate-Präparaten, diese „Reinkultur“ der wirksamsten Bestandteile als

Lukutate purum

in schmackhafter, sehr leicht verdaulicher Musform. Lukutate bedeutet die Mobilmachung aller schlummernden Energien, indem es

1. den Blutdruck herabsetzt
2. die Blutalkaleszenz verbessert
3. die Darmfunktion und den Stoffwechsel fördert
4. das Gesamt-Drüsensystem belebt

also den ganzen Menschen verjüngt. Die Lukutate-Erfolge an Mensch und Tier bekehren selbst den größten Skeptiker.

Lukutate purum, Glas mit 400 gr Inhalt M. 4.20

Außerdem sind die bisherigen Lukutate-Präparate nach wie vor lieferbar. Erhältlich in allen Fachgeschäften. Literatur ab Fabrik.

Wilhelm Hiller, Nahrungsmittel-Werke, Hannover
zugleich Hersteller der Brotella-Darm-Diät nach Prof. Dr. Gewecke.

Dahlem



54. Jahrgang. Nr. 21

18. Februar 1928

Aus der Zeit - für die Zeit



Von der diesjährigen Großen Hundeausstellung in Berlin.
Zwei preisgekrönte Bulldoggen und ihre Herrin. (H. Basch.)



Hindenburg besucht das ehemalige Militärwaisenhaus, jetzt „Großes Waisenhaus“ in Potsdam. (R. Horlemann.)



Deutsche Grenzwacht.
Neues Reiterstandbild in Deutsch-Gilehne (Negetkreis).



Aus der Stadt der modernen Standbilder.
St. Georgsdenkmal in Basel.



Wilhelm Buschs Geburtshaus in Gefahr.
Der Niedersächsische Heimatbund ruft zur Erhaltung des baufällig werdenden Busch-Hauses in Wiedenahl auf. (W. Lörich.)



Zum 80. Geburtstag der Fürstin von Bülow.
Neueste Aufnahme der Fürstin Maria mit ihrem Gatten, dem ehemaligen Reichskanzler Fürsten Bernhard von Bülow. (A. Groß.)



Berliner Nachtverkehr.

Diese Aufnahme entstand in der längere Zeit geöffnet am Straßenrand aufgestellten Kamera, auf deren Platte die Lichter der vorbeifahrenden Autos sich als Linien abzeichneten. Die oberen Linien entsprechen den Kopflichtern der Autobusse.

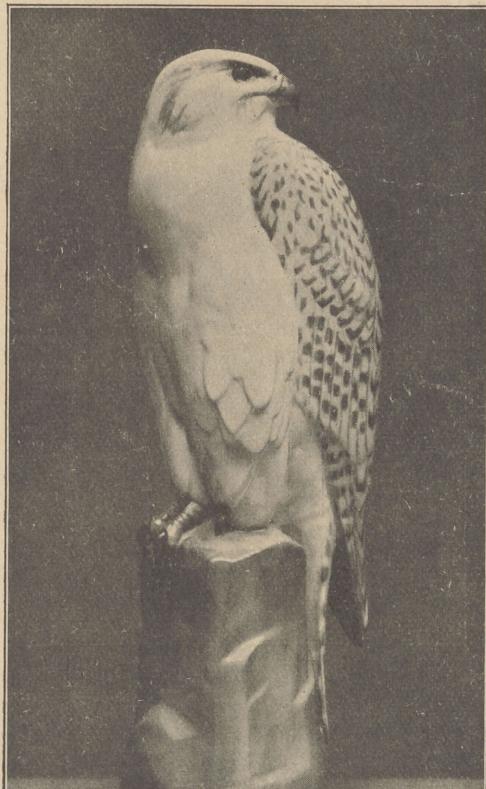
150 Jahre Kopenhagener Porzellan.

Mitte dieses Monats wird im Berliner Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung eröffnet, deren Zweck es ist, einen Überblick über das Schaffen der Königlichen Porzellan-Manufaktur Kopenhagen während der letzten 150 Jahre zu bieten. Es ist dies das erstmal seit Kriegsausbruch, daß wir die kunstvollen Produkte der dänischen Porzellanindustrie bei uns bewundern können. Zur Ausstellung gelangen, neben Porzellan in allen Formen, auch Steingut und Fayencen.

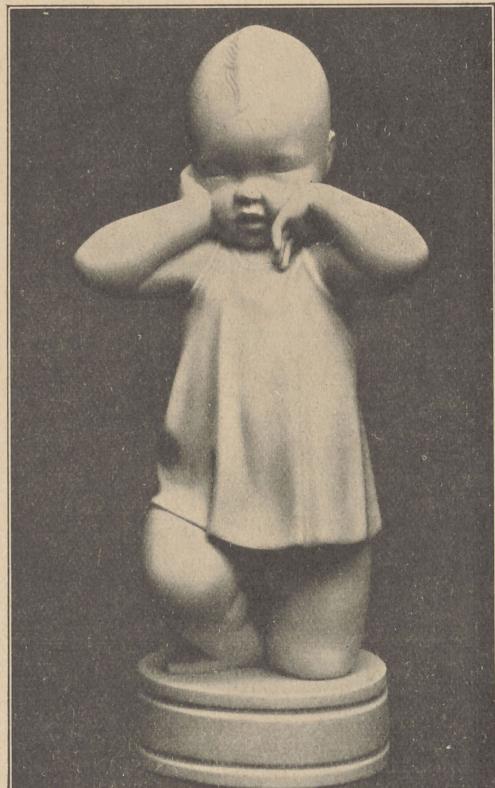
Kann die Kopenhagener Porzellan-Manufaktur auch schon auf ein Alter von 150 Jahren zurückblicken, so ist dennoch ihr Weltruf gar nicht so sehr alt; erst seit knapp drei Jahrzehnten, seit der Pariser Weltausstellung 1900, besitzt das Kopenhagener Porzellan den Ruf, den es auch heute noch genießt und den es immer mehr festigt.

Dieser Aufschwung um die letzte Jahrhundertwende ist zum nicht geringen Teile auf ein intensives Studium des Materials zurückzuführen. Man hatte sich eingehend mit der ostasiatischen und ägyptischen Keramik und den von ihr bevorzugten Stoffen befaßt und so gelernt, im Porzellan ein bedeutend vielseitigeres Material zu sehen, als man es bisher gewohnt war.

In der ersten Bestandszeit der Königlichen Porzellan-Manufaktur stand die Herstellung von Porzellan mit Überglasurmalerei in hoher Blüte, doch diese Gattung geriet, so Hervorragendes man auch auf diesem Gebiete geleistet hatte, im Laufe der Jahre in Verfall, und man arbeitete zu Ende des 19. Jahrhunderts ausnahmslos unter Verwendung von Unterglasurmalerei. Es ist ein Verdienst des gegenwärtigen Direktors der Königlichen Manufaktur, daß 1902 die Herstellung von modernem Porzellan mit Überglasurmalerei zielbewußt wieder aufgenommen wurde. Durch die langen Jahre des Verfalls dieser Technik war auch manches Rezept (besonders in bezug auf die Farbenmischung) in Vergessenheit geraten und so mußte mit großer Vorsicht zu Werke gegangen werden. Man begann damit, daß man, an die früheren Leistungen der Manufaktur anknüpfend, nach Modellen der früheren Zeit, weißes Porzellan, sowohl Gefäße wie Figuren, herstellte. Als dieses aber mit Überglasurmalerei versehen werden sollte, zeigte es sich, daß man nicht imstande war, die schönen Farben herauszubringen, die das



Falke. Von Wilh. Th. Fischer.



Neujahrssfigur in Biskuit. Von Malinowsky.



Amager Junge in Jul. Marie-Porzellan.
Von Carl Martin Hansen.

Kopenhagen Porzellan vor einem Jahrhundert ausgezeichnet hatten. Es blieb nur der eine Weg, auf die alten Rezepte zurückzugreifen, nach denen die Farben seinerzeit angerührt wurden, die gleichen Grundstoffe zu benutzen und sich der alten, primitiven Herstellungsweise zu bedienen. Dieses Verfahren führte zum Erfolg, es gelang, die Farben für die Überglasurmalerei in alter Vollkommenheit herzustellen und bereits im Jahre 1906 kamen die Erzeugnisse der neuen Überglasurtechnik erstmals zur Ausstellung.

Als 1915 ein Wechsel in der Leitung der Manufaktur eintrat —



Grönländerin in Jul. Marie-Porzellan.
Von Carl Martin Hansen.

Chr. Joachim wurde als Nachfolger Prof. Krog's künstlerischer Direktor — kam die Überglasurmalerei wieder einen gewaltigen Schritt vorwärts. Es wurde eine neue, festere Porzellanmasse in Anwendung gebracht. Von einschneidender Wirkung aber war die Einführung der Fabrikation von grauem craqueliertem Porzellan, auf dem namentlich durch Goldauflagen künstlerische Wirkungen von außerordentlicher Schönheit erzielt werden können. Bewußt beobachtete man beim Dekor größte Zurückhaltung, aus der sehr richtigen Erwägung heraus, daß das Porzellan als Stoff an und für sich schön ist, somit des bunten Farbendekors leicht entbehren kann.

Auf die Abteilung Steinzeug in der Ausstellung sei besonders hingewiesen; es seien hier einige Namen von Keramik-Künstlern genannt, die im Rahmen der Produktion der Königlichen Manufaktur Vorbildliches leisteten. Das wären vor allem der Bildhauer Knud Kyhn, der Keramiker S. Nordström, dessen Mitarbeiter der Goldschmied Georg Thystrup, der das rotglasierte Steinzeug Nordströms in edle Metalle

färbt und so vervollkommenet. — Eine bedeutsame Gruppe der Ausstellung umfaßt das sogenannte „Biskuit“, das ist Porzellan ohne Glasur. Hier leisten die Chinesen Vorzügliches; in der europäischen Produktion steht die Manufaktur von Sévres an erster Stelle. Der Manufaktur Kopenhagen ist es vor nicht allzu langer Zeit gelungen, eine weiche Biskuit-Masse herzustellen, die alle Eigenschaften eines wirklich edlen Porzellans besitzt. Malinowski hat sich mit der Materie beschäftigt und gute Erfolge erzielt.

Als besonders schwierige Techniken seien noch die Katzenaugenglasur, die Mäusehautglasur und die Schlangenhautglasur erwähnt.

Die heutige dänische Fayence, die auch auf der Ausstellung stark vertreten ist, besteht nicht, wie die asiatischen und europäischen Fayences alter Zeit, aus Tonmasse mit Zinnglasur, sondern wird aus Karolin, Blauton, Quarz und Feldspat gefertigt und mit Bleiglasur überzogen. Die Königliche Porzellan-Manufaktur ist seit 1883 mit der Kopenhagener Fayencefabrik vereinigt.

A. F. Kausek.

Noch einmal Rohfost-Ernährung. Von F. Langemak.

Der gleichnamige Aufsatz in Nr. 18 des Dahme hat in meinem Hause das lebhafteste Interesse geweckt und allgemeine Zustimmung gefunden, denn wir beschäftigen uns schon seit Jahren mit dem Problem einer natur- und verhüftgemäßen Ernährung. Fleisch jeder Art, auch Fische, Kaffee, Tee, Kakao und die üblichen Gewürze, wie Salz, Pfeffer, Senf, Mostrich, Essig, sind ganz von unserem Tische verbannnt, Eier, Milch, Käse und Hülsenfrüchte spielen in unserer Ernährung nur noch eine sehr bescheidene Rolle. Wir leben von Gemüsen und Früchten jeder Art, von Salaten, von Kartoffeln in jeder Form, von Nüssen und Mandeln, von Mehlsäften (Weizen, Hafer, Reis) und von Vollkornbrot. Als Fett verwenden wir reine Molkereibutter und auf kaltem Wege gepresstes Olivenöl, als Käse Quarz. Als Gewürze dienen uns Zwiebeln, Kümmel, grüne Kräuter jeder Art und der Saft und die Schale der Zitrone. Wir sind allmählich auch so weit gekommen, daß wir etwa die Hälfte unserer täglichen Nahrung in rohem Zustande genießen, gekocht wird bei uns eigentlich überhaupt nicht mehr, sondern nur noch gedämpft oder leicht gebräunt. Die Schriften des Dr. med. Bircher-Benner und das Wendepunkt-Kochbuch seiner Schwester können wir aufs wärmste empfehlen. Und der Erfolg? Meine Frau ist von ihren langjährigen Leiden befreit, ich selbst, der ich als ziemlich frischer Mann aus dem Felde heimkehrte, bin völlig genesen. Rheuma, Ischias, Gallen- und Nervenleiden, Kopfschmerzen, Herzbeschwerden und überflüssiges Fett sind verschwunden, wir fühlen uns frisch, wohl und glücklich, sind körperlich und geistig leistungsfähig, und unsere Kinder und Kindeskinder gedeihen prächtig.

Ich möchte diese Ernährungsweise nicht, wie Herr Schlosser es tut, vegetarisch nennen oder von Pflanzenfost sprechen. Man kann sich sehr wohl rein vegetarisch und doch ganz falsch ernähren. Wer z. B. nur oder in der Hauptsache von Brot, Graupen, Grüne, Grieß und sonstigen Mehlsäften, von in der üblichen Art ausgelochten Gemüsen und Kartoffeln und von Hülsenfrüchten leben würde, würde unfehlbar seiner Zeit ebenso krank werden, wie alle die, die sich nach alter Gewohnheit ernähren. Die Hauptsache bleibt immer, daß die übermäßige Zufuhr von Eiweiß eingeschränkt wird, und daß die basischhaltigen oder alkalischen Nahrungsmittel die säurebildenden überwiegen.

Wie der Mensch sich richtig ernähren soll, ist heute auch wohl keine Frage mehr, die Wissenschaft hat sich wohl schon in dem von mir geschilderten Sinne entschieden; eine andere Frage aber ist es, ob es gelingen wird, die Menschheit aus den alten ausgesprochenen Geleisen auf den neuen Weg zu bringen. Während das freilebende Tier sich in seiner Ernährung von seinem ganz sicheren Instinkt leiten läßt, ist dem Menschen dieser Instinkt infolge seiner jahrhundertelangen falschen Ernährung völlig verloren gegangen. Er ist nicht mehr das, was die Natur zu seinem Lebensunterhalt bestimmt hat, sondern frönt nur noch seiner Gier und läßt sich allein von seinem Gaumen und seinen Geschmacksnerven beeinflussen. Und der Erfolg ist Krankheit und frühzeitiger Verschluß. Man sehe sich die Menschen doch einmal daraufhin an: von einer gewissen Altersgrenze an ist kaum einer ohne irgendein Leiden, die Masse der Menschen stirbt vor Vollendung des 60. Lebensjahres, die meisten sind schon in den

fünfziger Jahren Ruinen. Wer dagegen nach meiner Art lebt, wird nicht so leicht frank werden. Man mache nur einen Versuch, nehme sich dann aber von vornherein vor, ihn nun auch beharrlich durchzuführen. Die Wirkung tritt nicht schnell und nicht mit einem Schlag ein, die Gesundheit will langsam und Schritt für Schritt erkämpft werden. Es dauert Monate hindurch und um so länger, je weiter man im Alter vorgeschritten ist. Man lasse sich auch nicht abschrecken, wenn zeitweise das alte Leiden in verstärktem

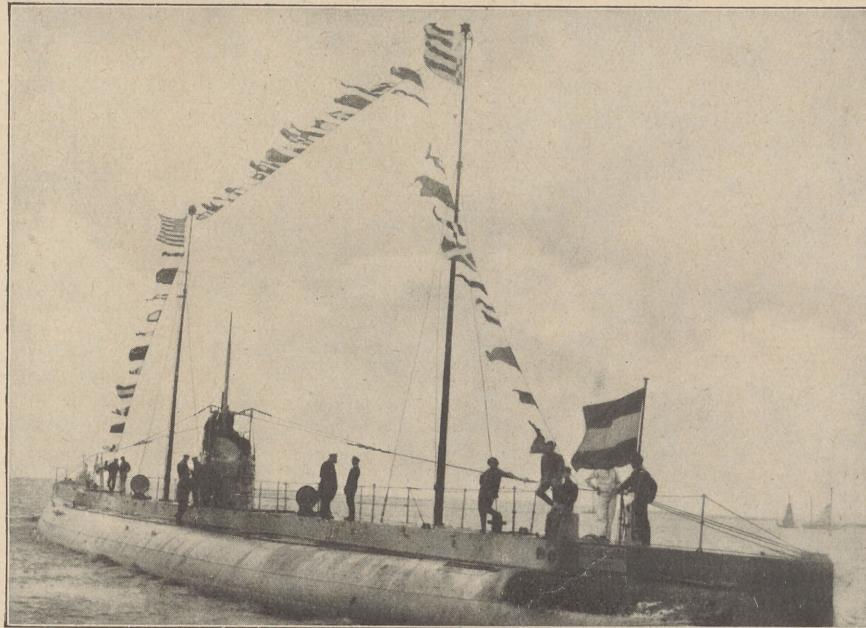
Maße auftreten wird (sogenannte Krisen) und man wappne sich mit Geduld und Energie. Es gibt aber kein schöneres und beglückenderes Gefühl, als das, seine volle Gesundheit, Frische und Leistungsfähigkeit wiedererlangt zu haben, nachdem man jahrelang frank gewesen war.

Es ließe sich noch viel über diesen Gegenstand sagen, doch für heute sei es genug. Jedenfalls muß es begrüßt und dem Daheim als Verdienst angerechnet werden, daß diese wichtige Frage einmal vor einem größeren Leserkreise erörtert wird.

Des deutschen Weltkriegfilms zweiter Teil.

Von Archivrat, Major a. D. George Soldan.

In Paris, gegen Ende 1927! Im beängstigend überfüllten Theater sitze ich als alter preußischer Offizier inmitten der vielfach mit Kriegsorden geschmückten Männer,



U - Deutschland nach glücklicher Heimkehr.

die vor kaum einem Jahrzehnt mir in dem erbitterten Ringen gegenüberstanden, das jetzt als Film vorüberziehen soll. Verdun! Der erste Teil der dem deutschen Weltkriegsfilmer entsprechenen, französischen, historischen Arbeit! Ich bin gespannt darauf, wie man hier ein Problem gelöst hat, das mich seit Monaten beschäftigt — ich bin aber auch darauf vorbereitet, Erniedrigungen stillschweigend über mich ergehen lassen zu müssen! Aber der französische Verdun-Film enttäuschte in dieser Hinsicht ungenehm. Ein Streben nach historischer Treue war unverkennbar. Den Verfassern lag, was sich auch bei späterer persönlicher Ausprache zeigte, im Gegensatz zu dem englischen Somme-Film, jede Herabsetzung des Deutschen fern. Schwererwiegt aber war für mich in diesem Augenblick, daß auch meine Hoffnung, etwas Lernen zu können, enttäuscht wurde. Der Film bestätigte eigentlich nur, daß man im Film keine Schlachten nachstellen kann, daß man sich darauf beschränken muß, Kampfeindrücke zu vermitteln.

Wir mußten auch für den 2. Teil unseres deutschen Weltkriegsfilms eigene Wege zu finden. Und das war angesichts der Fülle der wiederzugebenden Handlung nicht ganz einfach! Im 1. Teile, der das Jahr 1914 umfaßte, lag der Schwerpunkt der Ereignisse in den großen militärischen Operationen. Sie gaben, trümmig

dargestellt, diesem Teile Inhalt und dramatische Spannung, reichliche Abwechslung und alles, was sonst zum Aufbau eines fesselnden Films gehört. Jetzt aber, mit dem Beginn des Jahres 1915, waren die Fronten erstarrt, insbesondere lag die westliche Hauptfront in den nun folgenden Kriegsjahren unbeweglich. Wenn auch bei Verdun im Monate währenden Ringen die Linie etwas vorgezogen wurde oder die Engländer an der Somme einige Kilometer Boden gewannen — im Film konnte das kaum Gestalt gewinnen. Mit einer Darstellung solcher Bewegungen hätte man aber auch gänzlich falsche Eindrücke erweckt. Das Verständnis für den Verlauf der Kampfjahre 1915—1916, die in dem nun fertiggestellten 2. Teile unseres Films geschildert werden, konnte nicht an der Hand strategischer Kombinationen der höheren Führung entwickelt werden, es mußte fast psychologisch aus der Truppe und aus der Heimat, also aus dem Kampferleben der großen Masse erwachsen.

Wir haben die Lösung des Problems gesucht, indem wir die Lage der Mittelmächte mit einer ungeheuren Festung vergleichen und darstellen, die rings von aller Welt abgeschnürt im Inneren einer Katastrophe zueilen muß, wenn die Ausfälle nach Osten und Westen nicht zu einer Durchbrechung des Abschürfungsrings führen. Auf diese Weise wird zugleich das Hauptproblem der Gesamtkriegsführung für die Mittelmächte schon in diesem 2. Teile berührt: Front und Heimat wachsen zusammen, beide kämpfen, beide leiden — an Sieg aber ist nur zu denken, wenn beide in gegenseitiger Ergänzung sich stark genug



Granateinschlag. Im Hintergrund Drahtverhau vor französischen Schützengräben.

erweisen, bis zum Ende durchhalten. Dadurch ergibt sich eine gewaltige Erweiterung gegenüber dem rein militärischen 1. Teile. Wir sehen die Anfänge der Not in der Heimat, Anstehen, Ersatzmittel, Rationierung, Kartensystem, Be- schlagnahme — alles das wird gestreift, denn auch das war Krieg und wie sich später zeigen sollte, war es der ausschlaggebende Krieg! Eine große Anzahl historischer Aufnahmen erleichterte diese Wiedergabe, bisweilen aber mußte auch mit Neuaufnahmen, die nennenswerte Schwierigkeiten nicht brachten, ergänzt werden. In den Vordergrund tritt natürlich das ungeheure Ringen, das sich um die Worte Gorlice, Verdun und Somme gruppirt. Der Ausfall im Osten 1915 — Gorlice-Tarnow-Warschau-Wilna — zeigt noch einmal weit ausgreifende Operationen. Das Schicksal liegt vorzugsweise noch in der Hand der höheren Führung, aber schon zeigt sich die Wandlung des Krieges, die Stärke der Verteidigung, aus der zwangsläufig der Stellungskampf erwachsen muß. Der Film bedient sich hier noch einmal der Mittel des 1. Teiles: trikmäßige Darstellung der Operationen gibt den Faden der Handlung, die durch charakteristische Kampfmomente bildliche Ergänzung erfährt. Auch die beispiellos schnelle Niederwerfung Serbiens findet eine ähnliche Wiedergabe. Die französisch-englischen Entlastungsversuche an der Westfront — Arras, Loretto, Champagne-schlacht — sind gewissermaßen allegorisch veranschaulicht worden. Svend Noldan, ein Künstler in seinem Fach, hat es verstanden, für diese Kämpfe, ähnlich wie schon bei dem Überblick über die verschiedenen Fronten auf zeichnerischer Grundlage Eindrücke der Kampfstätten zu vermitteln.

Mit dem Augenblick, wo der Film sich den zur eingehenden Darstellung kommenden Kämpfen an der Westfront zuwendet, geht er neue Wege, und zwar sowohl in der Art der Darstellung als auch in der historischen Behandlung. Verdun ist nur in den ersten Kampftagen bis zur Einnahme von Douaumont gewissermaßen streng historisch behandelt worden. Ebenso die Sommeschlacht. Der Film läßt Verdun dann zur Zermürbungsschlacht, das Ringen an der Somme zur Materialschlacht auswachsen. Wir suchen auf diese Weise den Eindruck herauszuschälen, auf den es zur Würdigung dieser gewaltigen Schlachten ankommt. Und schließlich gehen wir auf diesem Wege noch einen Schritt weiter, indem wir, immer tiefer in dem ureigenen Wesen der Ereignisse schürzend, das ganze Problem des Stellungskampfes des Jahres 1916 zu ergründen suchen. Somme, Verdun, Brüssel-Offensive, Tionschlacht, das Ringen in den Mazedonischen Bergen erscheint als eine gewaltige, rings an den Mauern der Festung Mittelmächte brandende Schlacht. Ein Chaos, sinnverwirrend und doch in fester Führerhand, ein Durcheinander von Kämpfern und Sterben und doch mit klarem

Sinn, ein Hin und Her von Front zur Heimat, von der Etappe zur Front und doch ein wohlorganisiertes Ganzes. Der letzte Zweck aber dieser Darstellung: die gewaltige Kraftanspannung der Mittelmächte zu veranschaulichen und die ganze Helden Größe unseres Volkes zu zeigen, das Ende 1916 auf seine höchste und erfolgreichste Leistung, die Niederwerfung des mit Mitteln der ganzen Welt in Szene gesetzten Generalangriffs der Entente, zurückblicken konnte.

Im Gegensatz zu dem 1. Teile stand für die Darstellung dieser Kämpfe ein viele Zehntausende von Metern umfassendes historisches Bildmaterial zur Verfügung, dessen Sichtung eine Geistesarbeit für sich bedeutet, denn schließlich muß man das vorhandene Material im Kopf haben, um an richtigem Platze die einzelnen Szenen einzusehen zu können. Immer und immer wieder gesichtet, schrumpften die Bildstreifen schließlich auf einige Tausend Meter zusammen, von denen aber — der ganze Film ist etwa 2700 Meter lang — noch nicht 2000 verwendet werden konnten. Einen sehr beachtenswerten Zuwachs stellten die französischen Originalfilme dar, die wir

im Wege des Austausches in Paris ausgesucht hatten. Auch englisches Material war dabei, so daß wir wenigstens einen Einblick in die Gegenseite schaffen konnten.

Es gibt gewisse Momente in einem solchen Film, die man nur mit historischem Material veranschaulichen kann. Sie lassen sich einfach nicht nachstellen. Anderseits aber kommt man auch ohne Neuaufnahmen nicht aus. Wohl haben wir beim deutschen Bild- und Filmamt Regisseure und Operateure gehabt, die mit ihren Appa-

raten bis in das Trommelfeuer vorgegangen sind. Der Rittmeister Freiherr von Roedern hat z. B. sein Leben gelassen, als er mitten im Feuer kurbelte. Seine letzte, jäh abgerissene Aufnahme ist in dem 2. Teil verwendet worden. Aber das waren naturgemäß doch nur Ausnahmen. In der modernen Materialschlacht kann man keine Bilder aufnehmen vom Sterben ringsherum. Schon der auf dem Schlachtfeld liegende Dunst würde alle Versuche illusorisch machen. Es mußten also auch Neuaufnahmen gemacht werden, die technisch schwierige Aufgaben stellten und keineswegs ungefährlich waren. Grundsätzlich sind aber alle diese Neuaufnahmen mit Kämpfern gemacht worden, die an der Schlacht teilgenommen hatten. So ist z. B. der Sturm auf Fort Douaumont unter Mitwirkung der Erstürmer des Forts rekonstruiert worden, wobei die kleinsten Einzelheiten berücksichtigt wurden. Die Kunst war aber doch immer wieder, diese Neuaufnahmen mit dem historischen Material so zu verschneiden, daß die Echtheit der Darstellung gewahrt blieb. Im hohen Maße half dabei der heutige Stand der Filmtechnik, die fast kein Unmöglich kennt, besonders wenn sie von einem Meister seines Faches, wie dem Regisseur Leo Lasko gehandhabt wird.



Vorgehender Tanz im Artilleriefeuer. (Bilder Ufa.)

Rund um die deutsche Kartoffel. Von Karl Friedrich Bertte.

Auf der Sonderausstellung „Die Kartoffel“ der diesjährigen „Grünen Woche“ war ein Schild zu lesen: „Es gibt dreißig Kartoffelzüchter auf der Erde, davon fünfzehn in Deutschland.“ Was besagt das? In Deutschland ist erkannt worden, daß die Kartoffel „eine der wichtigsten Säulen unserer Ernährungswirtschaft, was Mensch und Tier anbetrifft, ist und bei unsrer klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen bleiben wird“. Aus dieser Erkenntnis heraus ist man bei uns bestrebt, der Natur eine Kartoffel abzuringen, die bei höchstem Nährwert billig, haltbar und widerstandsfähig gegen Krankheit ist. Die Zucht will eine Staude hervorbringen, die im gegebenen Boden möglichst viel voll-

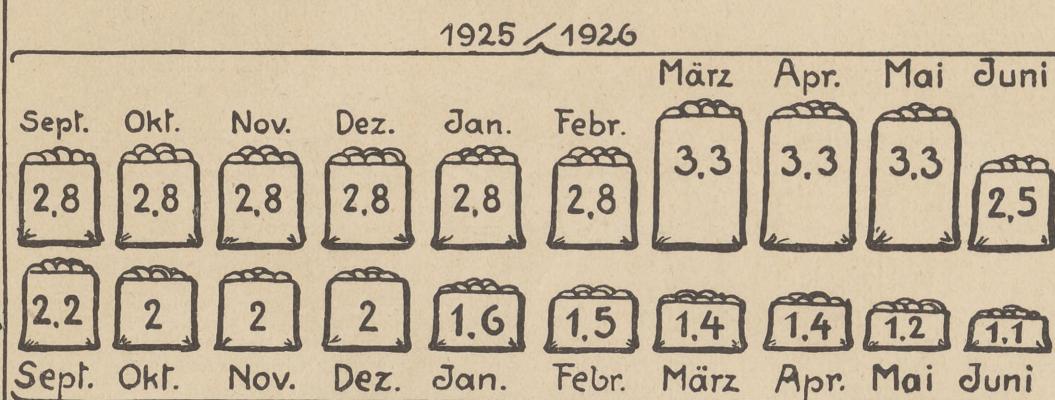
wertige Knollen trägt, Knollen, die gleichmäßig an Größe, Form und Ertragsfähigkeit sein sollen, damit der Schwund, d. h. der Abfall bei jeglicher Verwertungsart, gering ist. Jede Hausfrau weiß, daß sich glatt geformte Kartoffeln gut schälen, also wenig Schälverlust haben, und was für den Haushalt zutrifft, ist natürlich auch für jede andere Verwertungsart wichtig. Die Sorten, die vor hundert Jahren bei uns angebaut wurden, zeigten ungleichmäßige, unschöne Formen mit zahlreichen über die ganze „Frucht“ verteilten Augen. Das hat sich durch die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnende systematische Kartoffelzucht, deren Altmeister Paulsen, Richter und Cimbal sind, geändert. Heute ist nicht mehr

Kartoffel — Kartoffel, wie nicht mehr Rose — Rose und Dahlie — Dahlie ist, heute weiß fast jeder schon, daß es sorgfältig hochgezüchtete Kartoffelsorten gibt.

Zwei große Gruppen werden unterschieden, die sich in Untergruppen teilen: I. Frühkartoffeln. 1. Gruppe: Nieren und nierenähnliche (Schale weiß, Fleisch gelb). 2. Gruppe: a) Kaiserkrone (Schale weiß, Fleisch weiß); b) Frühe Rosen (Schale rot, Fleisch weiß); c) Frühe Blaue (Schale blau, Fleisch weiß). — II. Winterkartoffeln. 3. Gruppe: Industrie und ähnliche (Schale weiß, Fleisch gelb); 4. Gruppe: Maerker (Schale weiß, Fleisch weiß, Knollen rund, voll); 5. Gruppe: Imperator (Schale weiß, Fleisch weiß, Knolle rund-oval, voll); 6. Gruppe: Up to date (Schale weiß, Fleisch weiß, Knolle lang-oval, platt); 7. Gruppe: Magnum bonum (Schale weiß, Fleisch weiß,

1925

Ernte-
Ertrag
148,5 d₃
je
Hektar



Wechselwirkung zwischen Ernteertrag und Preis. Die Tafel zeigt die Kartoffelmenge, die der Verbraucher in Berlin in Pfunden für 10 Pfennig in den genannten Monaten erhielt.

Knolle lang-oval, voll); 8. Gruppe: Primel (Schale schwach rot, Fleisch weiß); 9. Gruppe: Wohltmann (Schale rot, Fleisch weiß); 10. Gruppe: Gelbfleischige rote (Schale rot, Fleisch gelb); 11. Gruppe: Blaue (Schale blau, Fleisch gelb).

In diese Gruppen lassen sich wieder rund hundert der zur Zeit gangbarsten Sorten einordnen, die von den Züchtern unter besonderen Gesichtspunkten gezogen sind. Diese große Vielförmigkeit ist scheinbar für den Handel und den Kleinverbrauch ein erheblicher Nachteil, namentlich die Hausfrau würde immer neuen Namen ratlos gegenüberstehen, aber sie ist notwendig, weil jeder Landwirt mit ganz anderen Boden- und Klimaverhältnissen rechnet und für sein Nahrgebiet, das allein wirtschaftlich günstig ist, anderen Verwertungsmöglichkeiten gerecht werden muß. Außerdem erfordert die Natur ja ständig eine Sortenerneuerung, da Pflanzengruppen, wie bekannt, einaltern. Um namentlich der Hausfrau die Wahl zu erleichtern, ist es daher üblich, die Gruppen unter gewissen Sortennamen zusammenzufassen, die mehr die Eigenschaften der Knolle kennzeichnen als ihren wirklichen Ursprung; es haben sich daher im Kartoffelhandel Typennamen erhalten, obwohl die Sorte in ihrer Ausgangsform kaum noch vorhanden ist.

Die schon erwähnte äußere Form ist nur ein Teil der Zuchtwahl. Reifezeit, Stärkegehalt, Haltbarkeit und Krankheitswiderstand sind die weiteren und zum Teil wichtigeren Ziele.

Die Reifezeit ist wichtig. Wir brauchen frühe Kartoffeln, um uns von der Ein-

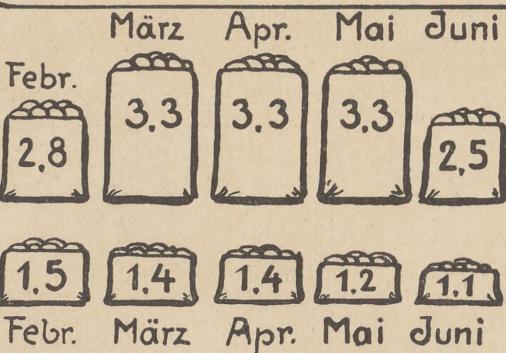
fuhr freizumachen, die unseren Markt mit Millionen passiv belastet, weil der Verbraucher der Speisekartoffel möglichst früh im Jahr wieder zu einer schmackhaften, frischen Kartoffel kommen will. Von dieser ersten fertigen Knolle an muß der Erzeuger Monat für Monat den Markt mit Frischkartoffeln nachfüllen können, so daß auch Bedarf an einer Spätkartoffel vorhanden ist.

Der Stärkegehalt gibt den Auschlag für den Nährwert.

14 bis 16 Prozent Stärkegehalt sind das Mittel, jedoch ist die Züchtung heute schon bis 17 Prozent gelangt. Hier sei eingehalten, daß die reine Stärke durch Auswaschen aus der zerriebenen Kartoffel industriell gewonnen wird. Die Übersichtszeichnung auf Seite 8 zeigt, wie weit diese Kartoffelstärke in alle Wirtschaftsgebiete eingedrungen ist und damit, wie sehr wir im täglichen Leben also auch von ihr als Beiprodukt abhängig sind.

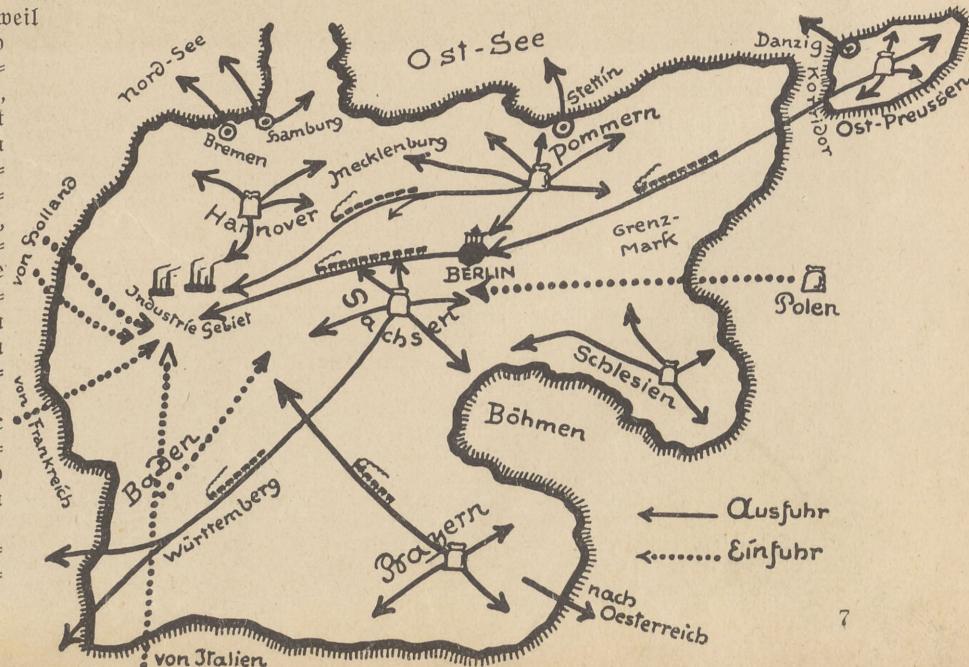
1926

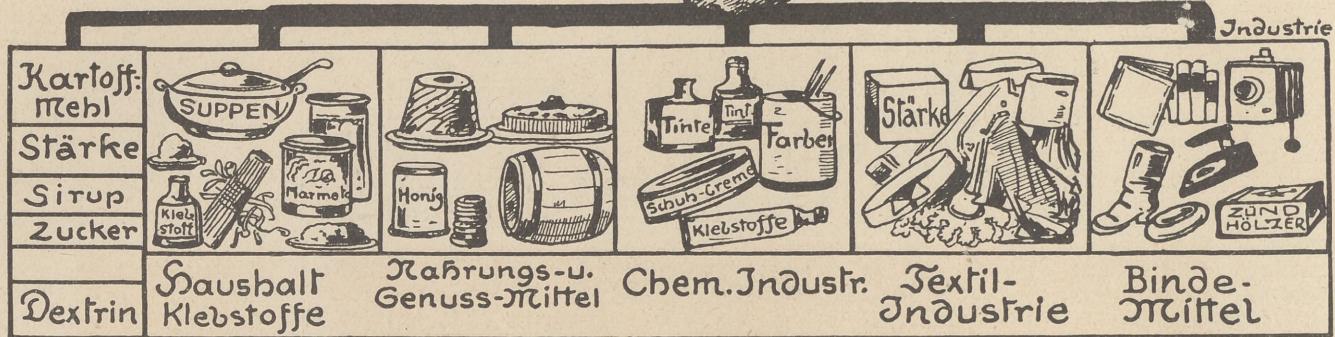
Ernte-
Ertrag
108,5 d₃
je
Hektar



Die Haltbarkeit der Kartoffel muß stark sein, damit sie als Speise, Futter und Industriestoff von einer Ernte zur anderen nicht vom Markte verschwindet; hier ist Züchtung und Wissenschaft ständig an der Arbeit; besonders sind die Einlagerungsverfahren verbessert worden. Die Kartoffeltrocknung bezweckt durch Wasserentzug ein Dauerprodukt herzustellen, das der Ernährung und der Industrie

Die Bewegungen der Kartoffel durch den Handel.





Verwandlungen der Kartoffel.

die Werte der Kartoffel pausenlos und in unverderblichem, dazu gewichtsleichterem, also frachtmäßigem Zustande liefern kann.

Die Kartoffelkankheit ist das stärkste Gefahrenmoment. Heute wäre eine Kartoffelseuche gleich Hungersnot. Als Anfang der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die Kraut- und Knollenfäule ganz Europa heimsuchte, war dies Schreckgespenst da und der Kampf dagegen wurde damals der Ausgang der Züchtung auf krankheitsgeschützte Pflanzen. Heute haben wir bereits viele frebsfreie Gruppen; die Zucht immuner Sorten kommt mehr und mehr vorwärts.

Kartoffelzucht bedeutet: Züchtung einer Kartoffel, die als vollwertiges Saatgut an den Landwirt als Erzeuger ge-

lieferd werden kann. Züchtung ist schwer, da sie nur unter strengster Auswahl zum Ziel führt. Es ist festgestellt, daß von den 10 000 bis 20 000 Sämlingen, die eine Zuchttätigkeit jährlich treibt, in manchen Jahren nicht ein einziger Sämling eine brauchbare Sorte liefert. Was brauchbar ist, wird von der Biologischen Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft geprüft und anerkannt. Kartoffelkultivierstationen in allen Teilen des Reiches nehmen Anbauversuche vor. So kommen wir durch Zucht, Prüfung und Versuche zu der hochwertigen Kartoffel, die heute ein wichtiger Wirtschaftsfaktor im Volksleben ist, so wichtig, daß er der Unterstützung aller bedarf. Deshalb sei hier jedem eingeprägt: helft der Landwirtschaft, eurem Ernährer; kauft und eßt nur deutsche Kartoffeln, auch zu Zeiten, wo die frische Maltakartoffel lockt.

Berufsberatung des Doheim

Die Binderin.

Auf der Suche nach geeigneten Berufen für das gebildete Mädchen sollte man auch an dem der Blumenbinderin nicht vorübergehen. Bisher wurde der Bindereiberuf fast ausschließlich von Absolventinnen der Volks- und Mittelschulen ergriffen. Und doch könnte gerade das Mädchen mit höherer Schulbildung hier ein geeignetes Tätigkeitsfeld finden.

Von berufener und unberufener Seite ist oft die Gärtnerei als empfehlenswerter Frauenberuf geschildert worden. In welch geringem Maße sie das in Wirklichkeit ist, geht schon daraus hervor, daß unzählige Gärtnerinnen früher oder später umsatteln und sich eine andere Tätigkeit suchen. Die anstrengende körperliche Arbeit im Gartenbau nutzt die Körperkräfte der Frau in kurzer Zeit ab, so daß schon in verhältnismäßig frühen Jahren für die Gärtnerin die Sorge für das Alter anfängt. Der Bindereiberuf ist dagegen in vieler Hinsicht der weiblichen Eigenart viel besser angepaßt. Hier kann sich wirklich die ästhetische Freude an der Arbeit mit den Blumen entfalten, und die schweren körperlichen Arbeiten fallen fast ganz weg. Denn in den Blumengeschäften, zumindestens in den größeren, ist die Arbeitsteilung so weit durchgeführt, daß die schweren Arbeiten, wie das Pflanzen von größeren Blumenköpfen, das Stecken großer Kränze von Bindern ausgeführt wird, während die Binderin in der Regel mit den leichteren Arbeiten beschäftigt ist.

Die Arbeit in der Binderei setzt eine geschickte Hand, einen ausgebildeten Geschmack, gutes Gefühl für Farben und Formen voraus. Da die Binderin in den Blumengeschäften in den allermeisten Fällen gleichzeitig Verkäuferin sein muß, ist gewandtes Auftreten, liebenswürdiges Wesen Bedingung. Das gebildete Mädchen, das schon eine gewisse äußere Gewandtheit, eine gewisse Geschmacksbildung von vornherein mitbringt, wird sich in diese Forderungen eher finden, als jemand, der sich all dies erst mühsam aneignen muß.

Das Arbeitsgebiet der Binderin umfaßt alle im Blumengeschäft vorkommenden Arbeiten. Der Morgen beginnt mit dem Zurechtmachen und Einstellen der neueingetroffenen Blumen. Es folgt das Dekorieren des Schauenspiels, das in gepflegten Geschäften täglich neu geschieht und ein besonderes Maß von Können und Geschmack voraussetzt. Dann sind die Kunden zu bedienen und die eingelaufenen Aufträge zu erledigen; Trauerkränze anzufertigen, Sträuße zu binden, Blumenkorbe und -schalen zu arrangieren oder auch Tafeldekorationen auszuführen, eine vielseitige Täitakeit, der nur derjenige sich gewachsen zeigen wird, der wirklich mit Lust und Liebe bei der Sache ist.

Die Ausbildung in der Binderei erfolgt durch eine tarif-

mäßige dreijährige praktische Lehrzeit in einem Blumengeschäft. Die Lehrzeit verkürzt sich bei höherer Schulbildung oder einer gärtnerischen Vorbildung auf zwei Jahre. Der theoretische Unterricht liegt vorläufig noch in den Ansätzen. Nur einige wenige Großstädte haben an ihren Berufsschulen Fachklassen für Binderei eingerichtet. Seit kurzem besteht an der Höheren Gärtnerlehranstalt in Weihenstephan bei München ein „Höherer Lehrgang für Blumentuin“, der dreiviertel Jahr dauert. Sein Besuch wird sich bei den Anwärtern leitender Stellungen sicher mehr und mehr einbürgern.

Nach ihrer Lehrzeit arbeitet die Binderin zunächst als sogenannte „Zweite Binderin“, um dann in den Posten einer „Ersten Binderin“ aufzurücken. Wirklich fähige weibliche Kräfte, die Tüchtiges leisten, sind in der Binderei recht gefragt. Daneben herrscht freilich ein großes Angebot an Durchschnitts- und minderwertigen Kräften, die leicht zu Lohnräubern werden.

Letztes Ziel der fähigen Binderin wird entweder ein leitender Posten als Geschäftsführerin oder Filialleiterin sein, oder sie wird sich, bei genügenden kaufmännischen Kenntnissen, selbst ein Blumengeschäft gründen. Zum Selbstständigmachen gehört in der Binderei kein so großes Betriebskapital wie in vielen anderen Geschäftszweigen, da ja die Kosten für ein umfangreiches Warenlager fortfallen. Der Blumengeschäftsnehmer findet auch in der heutigen Zeit in den meisten Fällen wenn auch keinen glänzenden, so doch einen auskömmlichen Verdienst.

Auch im Ausland erfreut sich die deutsche Blumenschmuckkunst großer Achtung und die deutsche Binderin ist in vielen Ländern begehrt. Für die Annahme eines Postens im Ausland werden immer Sprachkenntnisse eine Vorbedingung sein.

Jrmgard Oske.

Der Frauenbund der deutschen Kolonial-Gesellschaft hat Gelegenheit, Stellungen für weibliche Hilfskräfte nach Südwest-Afrika, sonst nach keinem Auslande, zu vermitteln. Es werden meistens junge Mädchen gefragt, die sich willig den vorkommenden Arbeiten in Haus, Geflügelzucht und Garten unterwerfen und die Kenntnisse im Nähen und Kochen besitzen. Die Altersgrenze zur Ausreise beträgt 36 Jahre. Wenn einer Bewerberin durch den Frauenbund eine Stellung in Südwest vermittelt ist, wird ihr, falls sie über eigene Mittel nicht verfügt, zur Ausreise die freie Fahrt 3. Klasse von Hamburg bis zum afrikanischen Hafen gewährt. Näheres ist durch die Vorsitzende, Frau Böcking v. Ammon, der Abteilung des Frauenbundes Saarbrücken (Saargebiet), Staden 27, zu erfahren.



Karneval
Gemälde von Heinrich Hönicke

Die Waisenkinder von Bötefüer

Roman von Marie Diers

6.

Um es kurz zu machen: sie hat die Prügelgeschichte geschafft. Sie hat einen nach dem andern von den vier Missetätern, ohne lange zu fragen und zu sagen, in den Holzwinkel gelockt und ihm mit einem ganz ehrenfesten Rohrstock ein paar über den Rücken gezogen, soweit es werden wollten, ehe der Betreffende ihr entsprang. Natürlich war da von einer gleichmäßig waltenden Gerechtigkeit nicht viel die Rede. Wer sich eher losriß und davonsetzte, bekam am wenigsten, wer brav aushielte, bekam das meiste. Ja, lieber Himmel, so geht es im Leben. Auf Erden ist eben die Gerechtigkeit noch eine sehr wacklige Sache. Die kann dann von einer jungen Waisenmutter in einer halben Stunde auch nicht gerade gemacht und festgerammt werden. Also bei diesem Strafvollzug im Holzwinkel trat sie ihnen nicht nur mit dem Rohrstock, der ihr bei der ersten Gegenwehr von einer harten Jungensaust entrunnen worden wäre, sondern mit einem ausgeprägten Ausdruck von selbstverständlicher Herrscher gewalt entgegen, der die Jungs verblüffte und von ihnen mit gesundem Empfinden sofort anerkannt wurde.

Wie jeder seine Hiebe, der eine drei, der andere zwei, Ute Wendt ausgerechnet sechs sitzen hatte, und sie allein mit dem Gefühl einer glücklich erledigten Aufgabe im Holzwinkel zurückblieb, kam ihr erst das große Wundern, wie leicht das Ganze, vor dem sie solchen Grugel gehabt hatte, gegangen war. Während der Ausführung selbst war sie nicht zum Wundern gekommen, hatte, so gut es ging, drauflos gedroschen und alles für selbstverständlich angesehen.

Nun kam sie aus dem Holzwinkel heraus und versteckte den braven Rohrstock, der ihr so gute Dienste geleistet hatte, sorgfältig im Gefüge des Strohdachs über dem Schuppen. Sie war noch ein bisschen außer Atem und krebsrot im Gesicht, denn eine destige Arbeit war es doch gewesen, und eine unbewußte, innere Aufregung hatte sie auch dabei gehabt, das fühlte sie jetzt, wie ihr das Herz noch gegen den Schürzenlatz hämmerte. Aber geschafft war's doch, und eigentlich war sie jetzt erst richtige Waisenhausmutter geworden.

Ein paar Tage später sah Doktor Rack aus dem Fenster seines Sprechzimmers, das auf den Markt ging. Es wurde Herbst mit Macht. Der Himmel war wie ein großes, graues

Laken, in der Luft ein unangenehmer Drisselregen, und gelbe Blätter trieben von den großen Marktlinden über das Pflaster.

Rack fand, daß außen und innen dasselbe sei. Er verstand sich nicht auf die Liebe. Seit er die immerhin doch kleine Abfuhr erhalten hatte, an dem walldigen Gehänge, war alles in ihm kurz und klein. Er glaubte und hoffte nichts mehr. Er war im übrigen Leben ein Draufgänger und Eisennfresser, im Kriege ein unerschrockener Soldat, aber in der Liebe war er ein mutloser Hasenfuß. Er wollte das Lieben ganz lassen. Es war eine kurze Entgleisung und damit gut. Er hatte kein Glück damit, er gefiel dem Mädchen, das er meinte, nicht im geringsten, er war ja auch viel zu häßlich und hölzern.

Nach diesem Entschluß sagte er sich, daß er auch früher ohne die Liebe gelebt habe und gut ausgekommen sei. Es gab ja noch so unendlich viel außerdem! Die ganze Welt seines Berufes, die Wissenschaft an sich und ihre Anwendung. Das Kämpfen mit den Krankheiten, mit Freunden Hein. Das sollte einen normalen Menschen doch wohl ausfüllen können!

Ebenso gut wie man über eine Krankheit hinüberkam, kam man auch über einen krankhaften Zustand, Verliebtheit genannt, hinüber. Aber schwer.

Und das Wetter so schlecht, und alles so grau, so sinnlos und fade, trotz aller hochgeschwollenen Gedanken — —

Der dumme Marktplatz von Bötefüer! Er wollte lieber wegziehen, daß er alle diese gräßlichen, kleinen Häuser mit ihren Bänken vor den Türen, und das Kopfsteinpflaster, das einem beim bloßen Hinsehen seefrank machen konnte, und das alte Rathaus mit seiner verfligten normannischen Gotik und die Kirche dazu, gar nicht mehr zu sehen brauchte. Aber kaum dachte er das, da sträubte sich etwas jählings in ihm empor, krallte sich mit einer albernen, gleichsam hilfeschreienden Liebe an alles hier fest, die kleinen Häuser und das halbgrüne Pflaster und die Bäume und das dumme Rathaus, daß er gar nicht wußte, wie ihm zumute war. Und in demselben Augenblick sah er eine Gestalt unter einem großmächtigen blauen Regenschirm mit einem Korb am Arm quer über den Marktplatz gehen — —

Nein, zwei Gestalten. Einen langen Schlaks, der mit



Winterlandschaft (mit Alp- und Zugspitze) bei Garmisch-Partenkirchen. Gemälde von Carl Reiser.
(Aus Braks Kunsthaus, München.)



Venezianische Fischerboote. Gemälde von Konstantin Gorbatoff.
(Aus Ed. Schultes Kunstausstellung, Berlin.)

unter dem Regenschirm ging, als wäre er vor dem bisschen drüsigen Regen bangt, und seinen Arm wie ein guter Freund in den ihren geschoben hatte und in der anderen Hand auch einen Marktchor trug, aber einen viel schwereren.

Was? Wer war das? Wer verstand sich, so frech mit ihr Arm in Arm —

Kochend wallte des Doktors Blut auf. Von grauer Öde keine Spur mehr. In zuckenden Flammen stand der ganze Marktplatz. Ihm war, es habe sich jemand, und wenn es ein dummer Junge war, in seine heiligsten Rechte gedrängt.

Er wußte kaum, was er tat, er lief hinaus. Soviel Besinnung im Unterbewußtsein hatte er noch, die Mütze vom Haken zu reißen und sich auf den Kopf zu schleudern. Denn damals wäre man als Wahnsinniger verhaftet worden, wenn man in bloßem Haar auf der Straße herumgelaufen wäre.

Erst als er vor dem Pärchen stand, kam ihm die Besinnung halbwegs zurück. Aber nur halbwegs. Die Tatsache, daß Lise Borchert tatsächlich mit einem so großen Waisenhausjungen, einem ganz großköniglichen Bengel, Arm in Arm über den Marktplatz von Bötesfür ging, lähmte ihm eine Hälfte des Gehirns.

Er nahm die Mütze ab. Er sagte „Guten Tag!“ Aber wenn der Galgen darauf gestanden hätte, er hätte nicht unterdrücken können, was er zu dem langen Bengel sagte: „Läßt Fräulein los. Was fällt dir ein, wie sieht das aus! Was ist das für eine Frechheit, deinen Arm da einzustechen!“

Der große Junge stierte ihn mit halboffenem Maul an, dachte aber nicht im entferntesten daran, seinen Arm herauszuziehen. Kriegte eher das Grinsen, als sei der Sprecher nicht ganz im Besitz seiner Geisteskräfte.

„Was soll das?“ fragte Lise Borchert mit heller, hoher Stimme. „Ich bin kein Fräulein, ich bin Waisenmutter. Wir können doch gehen, wie wir wollen. Was haben Sie uns zu sagen? Sie haben uns gar nichts zu sagen. Wenn's noch Herr Buhrmeister wäre, aber Sie sind bloß der Doktor. Wir werden doch nicht frank von's Gehen unter einen Schirm. Komm weiter, Ule.“

Weg gingen sie, er stand da.

Wenn sie die kleine, feste Hand aufgemacht hätte und ihm lauter gemahlener Pfeffer ins Gesicht geschmissen, er hätte nicht vertatterter dagestanden als jetzt. — „Was haben Sie uns zu sagen? Sie haben uns gar nichts zu sagen —“

Gar nichts! Und falsches Hochdeutsch sprach sie noch obendrein. Aber es klang — ach!

„Wir werden doch nicht frank von's Gehen —
Pahige Göre!“

Er war nicht halb so niedergeschlagen wie nach der Begegnung am Seehang. Verduzt wohl zuerst, aber dann kochte alles hoch, und wie er zum Überfluß noch sah, wie sie, einrächtig und in dickster Freundschaft unter dem blauen Regenschirm mit dem sommersprossigen Schlaks in die Seestraße bog, und der sich auch noch nach ihm umdrehte und dann etwas zu ihr sagte, da wußte er: „Hier muß etwas geschehen, etwas Gründliches. Wenn sie auf mich nicht hört in ihrem störrischen Kopf, werde ich schon Leute ausfindig machen, auf die sie hört.“ — Kaum gedacht, marschierte er schon nach einer anderen Richtung, als sie gegangen war, quer über den Markt, auf den Papierladen von Borchert zu.

Die Türklingel ging, aus dem Hintergrund kam die ältere Tochter Tieken herbei.

„War Ihre Schwester hier?“ fragte er kurz und grob.

Sie bekam einen Schreck vor dem Ton. „Ja, vor 'ner Weile. Hat sie was gemacht?“

„Hatte sie einen sommersprossigen Bengel bei sich?“

„Ja, Herr Gott, hat der etwas gemacht?“

„Ich will wissen, ob der sie untergefaßt hat.“

„Untergefaßt?“ Die Frau sprach ganz beberig.

„Holen Sie Ihre Mutter.“

Wie er das weißhaarige Weiblein sah, aus dessen behäbigem Knebelgesicht ihn Lises Kornblumenäugen grüßten, beruhigte sich das wilde Stoßen seines Herzens. Es flog ihn an wie jähre Rührung. — „Mutting!“ dachte er. Beinah hätte er sie so genannt.

„Oh, Herr Doktor! Is denn wat mit de oll Diern los? Seggens man gliet, ik kann wat uthollen, heff negen Kinner upprect un mit Schacht nich sport.“

Jemine, Schacht! Nein, Schacht soll das Dirning nicht haben! Da soll sie lieber allen Unsinne machen, den sie will, und ganz Bötesfür umreißen. Nein, wenn's gleich Schacht geben soll —

Aber die Alte will jetzt wissen, was er eigentlich zu sagen hat. Da kommt er ins Stottern.

„Sie hat da so'n alten Bengel bei sich, mit Sommersprossen, einen verdammten Lulatsch, der steckt den Arm bei ihr durch. Der ist ja 'n Kopf größer als sie. Wenn der nun auf dem Seeweg mit ihr allein geht —“

Mutter und Tieken kriegten das Lachen.

„Nee, Herr Doktor, dat is sehr freundlich von Sei, dat

Sei sik um die oll Diern noch Sorg' maken. Uwer dat deicht nich nödig. De Waisenjungs dauhn ehr niks, dat wier jawoll noch schöner. Dat's ja oof bloß der Tine Wendt ehr Jung, den hett sei man ierst vör'n paar Dag den Puckel uffloppt. Mit'n Rohrstok hett sei den ubtalt. Nee, de Dirn, de helpt sik allein, dor bruken wi nicht dorbi to helpen."

"So. Dann ist's ja gut."

Er ging hinaus. Der Marktplatz lag immer noch in Feuersbrunst.

Was hast du, dreimal zugenähter Esel, auch die Frage so verkehrt gestellt? Da hast du nun die dumme Antwort darauf.

Ja — wie sollte ich sie stellen?

Sollte ich sagen, daß ich, daß es —'

Das Marktplatzfeuer wirbelte immer heller, immer wilder. An allen Häusern ging es hoch —

Herrgott, ich habe gedacht, ich bin die Sache los. Jetzt stecke ich ja erst drin! Jetzt kommt ja erst das Döllste vom Dollen — jetzt bin ich eifersüchtig auf einen dreizehnjährigen, sommersprossigen Waisenhausjungen!"

Am zweiten September leuchtete von der höchsten Anhöhe am Seeufer, nur zehn Minuten weit vom Waisenhaus, das Sedanfeuer weithin ins nächtliche Land. Die zehnjährige Wiederkehr des Siegestages wurde gefeiert. Was in Böetefür noch kriechen konnte, war oben. Nappe hatte den schönen Gedanken gehabt, alle Hinterbliebenen des Krieges im Zuge gleich hinter der Musik heraufziehen und dann den ersten Kreis um das Feuer bilden zu lassen. Besonders rührend wirkten dabei die Kinder, die Jungs mit kleinen Fahnen, die Mädchen mit Kränzen und Blumengewinden geschmückt. Auch ein paar von den Waisenhauskindern waren darunter aus Lise Vorherts Bereich.

Sie selber stand hinten in der dunklen Menge, aber ihre Backen glühten vor Stolz, und sie reckte sich auf den Zehen, um immer mal wieder einen Blick auf die Gesichter ihrer alten Gören zu erhaschen, die da vorne standen und heute ihren großen Ehrentag hatten. Das war der Briefträgerjunge Andreas Lemke, das war der lange, freche Johann Wagner und der kleine, schwächliche Wulf von Schröder. Von den Mädchen Line Wachsmuth und leider auch die affige Förstertochter Friedchen Franke, die aus der ganzen hohen, heiligen Feier eine Glanzfläche für sich selber machte. Nach der guckte sie bei dieser Halsreckerlei weniger hin, und wenn sie gerade ihren allerdings strahlend reizenden Anblick erhaschte, ärgerte sie sich und suchte sich so schnell wie möglich an den anderen zu trösten.

Ihr alter, braver Trampel, die Line Wachsmuth, wie stand sie da, so plötzlich zu Ehren gekommen, das knallrote, leuchtende Gesicht von dem zu groß geratenen Kranz beschattet. Sie hatte sie so manchesmal angeschnauzt, jetzt hätte sie sie mitten ins Gesicht küssen mögen, den guten, ehrlichen Kerl. Aus der Dirn wurde auch noch mal etwas, da war gutes Blut drin. Und dann die Slüngels. Ach Gott ja, der Johann Wagner schmiz wohl Fenster ein, und von der Haue hatte der das wenigste gekriegt und war doch der erste bei allen Dummheiten. Aber wie stand er da jetzt mal bloß! Wie ein Mann beinah schon. Wie sah er ins Feuer! Was er jetzt wohl gerade dachte? Das waren keine schlechten Gedanken, soviel war gewiß. So gukt keiner ins Feuer, der schlechte Gedanken hat. Der dachte ans Vaterland und an Sieg und Ehre und an seinen gefallenen Vater. Oller Bengel du, bist doch 'n guter Jung!

Bei Andreas Lemke wundert sie das nicht mehr, daß der da steht, andächtiger als in der Kirche. Der Junge ist ja selig, wenn es etwas gibt, das seinen engen Lebenskreis ein bißchen erweitert. Um den streift sie manchmal ein schwerer Gedanke: was soll aus solchem lernigerigen Jungen werden, wenn doch kein Geld für ihn da ist? Der würde einen großen Professor geben, denkt sie, und muß froh sein, wenn's zu einem Handwerk langt, daß er nicht etwa bloß Gelegenheitsarbeiter werden muß.

Ach, es ist schon nicht ganz leicht, Waisenmutter sein. Das denkt man sich auch nicht vorher, was für Sorgen einem da mit aufgepackt werden. Nun quält sie sich um den Andreas ab und weiß keinen Ausweg für den läutten Jung.

Den Wulf von Schröder guckt sie sich nicht weiter an. Der interessiert sie nicht so wie die andern. Es mag sein, weil er adlig ist. Ihr Vater hat auch eine Pike auf die Adligen. Sie haben dem Land viel geschadet, sagt er. Die

fürchterlich vielen Auswanderungen von der ersten Hälfte des Jahrhunderts an, das Abströmen gerade der besten und tüchtigsten Tagelöhnerfamilien nach Amerika, sagt er, die hat der Adel auf dem Gewissen. Die Ritterschaft hat die Leute nicht hochkommen lassen. Ein Tagelöhner blieb ein Tagelöhner mit seinen Kindern und Kindeskindern, und wenn er noch so tüchtig und klug und strebsam war.

Wenn ein ritterschaftlicher Arbeiter eine Erfindung mache, durfte er kein Patent darauf nehmen. „Dat litt jo, dat litt jo de Ridderschaft nich.“ Da war ein Töpfermeister im Strelitzschen, der erfand lustdichte Ofentüren, und dann der Alvan mit seiner Sämaschine, von der Badding oft redete, die ging nach Amerika, aber der Erfinder hatte nichts davon. Und das mit „kein Hübung“, ach ja, das war ganz und gar der Wahrheit entsprechend. Das war auf Lise übergegangen, daß sie sich um den kleinen Junker am wenigsten von allen kümmerte und dachte: „Der hat ja seine hochgeborene Verwandtschaft, warum haben sie ihn nicht in ein Offizierwaisenhaus gesteckt, wo er hingehört?“ Und wie sie ihn unter den andern stehen sah, mit seinem kränklichen, blassen Gesicht, das von der Feuersglut jetzt rot überhaucht war, und mit ebensolchen leuchtenden Augen wie die andern, hinter denen aber doch wohl ein beschwertes und einsames Kinderherz schlug, machte sie sich gar nichts daraus und suchte mit ihren Blicken immer wieder die auf, die sie besser verstand und die ihrem Herzen näher standen.

Der alte Präpositus Kallies hielt von einem Baumstumpf herab die Feuerrede. Silbern-weißes Haar hing ihm über den Rockkragen, aber er sprach, selber von Feuer durchglüht, wie ein Jüngling. Er lobte Gott, daß er ihm Leben und Amt in einer so großen, so herrlichen Zeit gegeben. Nicht mit Haß, den ein Deutscher damals nicht nötig hatte, aber mit mitleidiger Verachtung sprach er von der französischen Nation, die prahlerisch und großmäulig in den leichtsinnig herausbeschworenen Krieg gezogen sei, um nach den ersten Schlägen schon so jammervoll zu erliegen. Er spottete auch über die geschichtliche Unwissenheit derer, die in diesem Volk Kultur und Ritterlichkeit suchten, nur deshalb, weil es ihnen von Paris aus beständig versichert würde, und die diesen Versicherungen in der Art kindlicher Völker Glauben schenkten, statt sich die Denkmäler in der Pfalz, am Rhein, überall im eigenen Land, in Spanien und Sizilien anzusehen, die sich eine längst am eigenen Mordbrennergeist geschändete Nation selber gesetzt hätte. Dann aber verließ er das geschlagene französische Volk, das im Kampf Gleich gegen Gleich so unrhümlich unterlegen war, und ließ hoch aufrollen das Banner des großen, geeinten Deutschland. Denn nicht das Niederwerfen eines bösen Nachbars, rief er über die dunkle Menge hin, sei das Wahrzeichen dieses herrlich bedeuten Krieges, sondern daß hier Bruderhand in Bruderhand gelegen, daß getrennte Stämme sich wieder zusammengefunden, daß auch Land Mecklenburg einbezogen sei in den stolzen Ring deutscher Ehre und deutschen Glanzes, und daß alle, die heute leben, des unausprechlich hohen Glücks gewürdigt wären, Männer zu Führern zu haben, von denen noch die Jahrhunderte singen und sagen werden, die uns keine Nation auf Erden nachmachte.

„Wir heute Lebenden, nach zehnjähriger Glückszeit,“ rief er, „sind ihrer schon so gewöhnt, daß wir es als selbstverständlich nehmen. Helfe uns Gott, daß nicht einmal unseren Enkeln alles wieder verloren geht und daß sie nach Männern schreien, wie wir sie hier in solcher großen Zahl haben: unsern herrlichen Kaiser, Bismarck, Moltke, Roon, unsern Fritz und unsern lieben prächtigen Großherzog Friedrich Franz den Zweiten. Nach ihnen, die uns wie selbstverständlich dünken, rufen und schreien und sie nicht haben. Laßt unsere Kinder die Ehrfurcht wahren vor dem blutig Ergrungenen, damit wir es halten für die kommenden Geschlechter!“

Ein Windstoß fuhr in die Flamme. Durch die Bäume ging ein Rauschen. Brausend auf stieg der Gesang, der erst seit einem Jahrzehnt Deutschland von einem Ende zum andern erfüllte:

„Blüh' im Glanze deines Glücks,
Blühe, deutsches Vaterland!“

Es rieselte Lise über den Rücken. Unter denen, die das Feuer umsäumten, war auch Doktor Rad. Er hatte als blutjünger Draggeron den Todesritt bei Mars-la-Tour mitgeritten. Noch trug der linke Arm das feindliche Blei.

Sie wußte es. Sie hatte ihn auch gesehen bei ihrem Halsrecken. Nur ihre Gören hatte sie sehen wollen und nur

die besten davon. Aber in ihr Gesichtsfeld kam auch wieder und wieder das, was sie eigentlich nicht sehen wollte.

Am andern Morgen konnte der kleine Wulf von Schröder nicht aus dem Bett. Ob er sich in der Nachtluft erkältet hatte, oder was sonst seinem schwachen Körperchen zuviel geworden war, kurzum er lag in hellem Fieber und mit abwesenden Augen, als Lise Borchert an sein Bett kam. Die anderen Jungen, die denselben Schlafsaal teilten, waren schon angezogen, trampsten herum, und hin und wieder ging einer zu dem Liegenden und rüttelte ihn nicht gerade sanft. „Stoh up, Tuspelz!“ Lise Borchert sazte den Jungen an Stirn und Hände und fand sie glühend wie einen Backofen.

Es muß gesagt werden, daß diese Waisenmutter sich im allgemeinen auf Kranke nicht verstand. Bei einem alten sterbenden Herrn war das natürlich etwas anderes. Wenn ihr Vater frank geworden wäre, hätte keine barmherzige Schwester besser mit ihm umgehen können. Aber daß junge Menschen frank sein wollten, ging ihr nicht in den Kopf. Bei ihr zu Hause hatten sie es auch nicht sein dürfen. Wenn ihr mal schlecht gewesen war und sie darüber weimerte, hatte sie noch etwas draufbekommen, weil sie was Unnützes gegessen oder sonst getan hätte. Wenn Trizing Moll oder sonst eins von den Lütten frank würde, hätte sie es auch verstanden, mit Lütten ist darin ein anderes Umgehen. Aber ein großer Junge hat nicht am hellen Tag im Bett zu bleiben. Nun soll hier reingemacht werden und alles in Ordnung, und nun liegt das hier 'rum. Vornehmlich der Jung von den Adligen.

Sie rüttelte ihn nicht gerade wie die rohen Jungen, denn daß er kaum bei sich war, sah sie doch. Aber sie war ungeduldig genug.

„Na, denn bleib liegen,“ sagte sie, zog ihm die Bettdecke zurecht und sah zu, daß die anderen Jungen den Saal verließen. Nahm noch eine Wolldecke, legte sie ihm bis über die Ohren und machte die Fenster auf. Dann muß man eben um ihn 'rumsegeln und -wischen. Nachmittags kann er wohl aufstehen.“

Sie ging hinunter und sagte der Mine Frühsahrt, die heute dran war, noch vor der Schule diesen Saal zu besorgen, Bescheid. Die Mine, die eine kalte Großmutter hatte, stellte ihm ein Glas Wasser auf den Stuhl neben das Bett. Dann dachte keiner mehr an ihn.

Mittags fiel der Waisenmutter der kalte Jung wieder ein. Als sie hinaufkam, schlug ihr doch ein Schreck in die Knochen, der Junge sprach und phantasierte laut, hatte alle Decken abgeworfen und lag bloß in der feuchten Nebelluft, die in vollen Schwaden eindrang. Nun meldete sich aber in Lise das Gewissen mit Macht. Es war ihr Waisenjung ebenso wie jeder andere, wenn's auch ein Adliger war. Sie hatte ihn überhaupt vergessen gehabt, nun hatte der dämliche Jung sich alles abgestampft und konnte wer weiß was davon kriegen.

Sie warf ihm die Decken über, packte undwickelte ihn fest darin ein und fühlte dabei, wie der dünne Leib lichterloh brannte. Dazu dies tuschelnde Reden, was beständig aus seinem Munde kam. Ihr wurde doch ein bisschen himmelangst. Da mußte man ja wohl den Doktor dabei haben —

Den Doktor —

Ihr war plötzlich, als könne sie den nicht rufen. Nicht geradezu rufen. Wenn er noch von selber käme! Am Ende war's auch gar nicht so schlimm mit dem Junker. Ein Kind fiebert mal schnell, sagte ihre Mutter schon immer. Das kommt und geht vorbei, da braucht man nicht gleich zum Doktor zu laufen. Bloß daß er hier so nackt im Nebel gelegen hat. Herrje, wäre sie bloß eher herausgekommen.

Sie beschloß, erst mal Frau Sengpiel zu holen. Sie hatte das noch nie getan. Ihre Verantwortung hatte sie allein, da mußte sie auch allein wissen, was sie zu tun hatte. Aber komisch, mit diesem Jungen, gerade mit diesem, war es etwas anderes. Da hatte sie immer das Gefühl, der gehöre eigentlich gar nicht hierher, den sollten seine Verwandten nur wieder abholen. Wie sie zu Frau Sengpiel ging, war auch der kleine Schreck schon wieder weg. Sie hatte eher eine Ungeduld, was ihr dieser Junker nun auch noch obendrein für Scherereien mache.

Sie fand Frau Sengpiel noch gerade auf dem Pumpenweg, wie sie zur Stadt hinunter wollte. Die Frau hatte eine Genugtuung, daß das junge Ding sich nun doch einmal keinen Rat wisse und zu ihr gelaufen komme. Sie stellte den Marktcorb ab und ging in ihrem grauen Umschlagtuch mit und

nach oben. „Herrje!“ rief sie, „de Jung, de is jo dodsterbensfrank, de hett jo dat gläugnige Fewer. Ich gah gliest bi'n Doktor ran, de soll furts ruperkamen.“

Ja, wenn sie auch weiter nichts wußte!

Wie der Doktor kam, fand er den Kranken in wildem Kampf mit der Waisenmutter. Er stand kerzengrade im Bett, sie, ihn umschlingend, suchte ihn niederzulegen, er hatte aber größere Kraft, als man in dem kleinen schwachen Körper vermutet hatte. Zum erstenmal sah Rack das klare, kühle Gesicht des Mädchens rot, von Angst erfüllt und die Stirn voll dicker Schweißtropfen.

Er griff sofort ein, nahm ihr den Jungen ab, flößte ihm durch die zusammengebissenen Zähne etwas Beruhigendes ein. Als er lag, forderte Rack kurz und sachlich Bericht. Lise gab ihn getreulich, mit niedergeschlagenen Augen.

„Ich dach' mir nichts bei,“ sagte sie, „ließ den Jung hier oben liegen, hab' ihn bloß zugedeckt. Ich dach', was hat so'n Jung mit einmal frank zu sein? Vorhin würd' ich mit einmal wieder an ihn denken, wie ich oben komm, liegt er hier nackt in' Nebel.“

„Von Krankenpflege verstehen Sie den Kuckuck,“ sagte Doktor Rack. „Aber mit zwanzig Kindern müssen Sie damit auch umgehen können.“

Sie war schwer dunkelrot, vom Kampf noch und vom Schämen. Niedlich sah sie auch damit aus.

„Ich meinte man —“ sagte sie.

„Was meinten Sie?“

„Gar nichts.“

Sie wollte ihm nicht sagen, daß sie sich gerade aus diesem Jungen nichts mache. Dann predigte er sie gewiß an. Das wollte sie nicht. Recht war es von ihr ja auch nicht, aber das brauchte er doch nicht zu wissen.

Er war ernst und kurz, ging auch bald wieder. Da schämte sie sich, daß sie andere Gedanken seinetwegen im Kopf gehabt hatte. Als er am Abend wiederkam, war sie schüchtern und still, es war aber zu merken, daß sie den Kranken gut gepflegt hatte. Sie hatte ihn auch aus dem Schlafsaal herausgeholt und nach oben in ihr eigenes Bett getragen. Das war Unsinn, fand Rack. Es stand noch Herrn Justizrats großes Schlafzimmer vollkommen frei. Sie konnte das doch nicht aus Ehrfurcht für alle Zeit unbenuzt lassen.

Erst begriff er auch noch gar nicht, daß diese Kammer ihr einziger eigener Raum war, schalt nur, daß sie den Jungen unter das Dach packe. Dann merkte er an Kleidungsstücken, Schürzen und den Bildern ihrer Eltern auf der Kommode, was das hier sei.

Er stand einen Augenblick wie von einem Stoß getroffen und hatte Mühe, sich zu fassen. Sagen konnte er über den Gegenstand noch nichts. Er ordnete nur in einem rauhen Ton an, daß von nun an das ehemalige Serraahn'sche Schlafzimmer die Krankenstube des Hauses zu werden habe.

Für die Nacht mußte eine Wache gestellt werden. Er wußte, daß selbstverständlich sie dies übernehmen werde, und daß das nicht zu hindern sei. Es war ja auch ganz gut.

Dann sagte er, die Verwandten müßten benachrichtigt werden. Es könne in eine Gehirnentzündung übergehen, und man müsse auf das Schlimmste gefaßt sein.

Als er fort war und das bewußtlose Kind auf seinem neuen Lager untergebracht war, an derselben Stelle, unter einem Beethovenbild, wo der alte Herr Serraahn gestorben war, ging Lise in das große Studierzimmer an den noch immer an demselben Platz stehenden Schreibtisch und suchte in der Liste nach der Anschrift, an die sie eine Nachricht über Wulf von Schröder richten könne.

Ihr war seltsam zumute, voll banger Unruhe.

Vor den Scheiben der Glastür lag der Nebel, der den ganzen Tag gewallt und sich zum Abend noch verdichtet hatte. Wie schön, daß gestern zu der Sedanfeier der Himmel so sternblau gewesen war. Woher hatte nur der Jung die plötzliche Krankheit? Von dort konnte er sie sich nicht geholt haben, es mußte schon in ihm gesteckt haben.

— auf das Schlimmste gefaßt sein —“ Es war ihr wie ein Pfeil ins Herz gefahren. Ein schreckliches Wort. Sie wußte noch, wie der damalige Doktor es bei ihrer Großmutter gesagt hatte. Nun kam es wieder. Großmutter war noch in derselben Nacht gestorben.

„Kleiner Jung — — Und ich war so ungeduldig und böse, als du nicht aufstehen konntest —“

Es stieg ihr auf wie eine Angst. Wenn Wulf mir stirbt, ich komm' ja nie d'rüber weg. Er ist doch auch mein Waisenjung —“

(Fortsetzung des Romans folgt.)

Sprechen wir zuviel?

Menschen, die als Vielsprecher oder, um es kurz auszudrücken, als Schwäizer bekannt sind, pflegt man in großem Bogen aus dem Wege zu gehen. Man weiß, daß das harmloseste Wort, ja nur ein zustimmendes Kopfnicken von ihnen weitergetragen wird, und daß an ihre Verschwiegenheit höchstens dann zu denken ist, wenn die Weiterverbreitung ihre eigene Person schädigen könnte. Reden die meisten von uns aber nicht zuviel?

Es gibt eine Geschichte, die man der Zeit des großen Königs zuschreibt, von einer Frau, die zur Strafe für ein durch ihre Schwatzhaftigkeit verschuldetes Vergehen verurteilt wurde, einen ganzen Tag kein Wort zu sprechen. Sie hielt es jedoch nur bis zur Mittagsstunde aus; danach wurde sie elend und verfiel sichtlich, so daß man einen Arzt holen mußte. Mit der ersten Frage, die er an sie stellte und die sie beantworten mußte, besserte sich ihr Zustand, es wurde klar, daß sie das lange Schweigen nicht hatte aushalten können. Diese Frau hatte heutzutage sicherlich viele Leidensgefährten und -gefährtinnen, wenn man auf den Einfall käme, das Sprechen zu verbieten. Es ist nicht zu sagen, wieviel unnötige Worte gewechselt werden! Wer die gleichgültigen Redensarten mit anhört, mit denen Bekannte, die sich zufällig in der Bahn treffen, ihr gegenseitiges Befinden, das Wetter, den anhaltenden Regen, die Erfaltungsgefahr feststellen, wird nicht umhin können sich zu fragen, ob nicht ein herzliches Zunicken, ein Händedruck meist mehr sagen würde. Aber Schweigen würde unhöflich erscheinen; in Gesellschaft vollends sind die Schweiger unbeliebt. Um nicht in den Ruf der Unliebwestwürdigkeit zu kommen, redet man darauflos, auch wenn man nichts zu sagen hat.

Dabei sind Personen, denen dies viele leere Gerede widerstrebt, durchaus nichts Seltenes. Viele Männer mögen sich z. B. durchaus nicht „auf den nüchternen Magen“ unterhalten; Hausfrauen empfinden Hausbesuch als Last, weil sie sich schon vom Frühstück an mit ihm unterhalten müssen. Sie merken erst dann, wie wenig sie in der Regel morgens sprechen, es ermüdet sie und strengt sie an. Je mehr sie gewöhnt sind, ihre Gedanken auf ihre Arbeit zu sammeln, um schnell damit fertig zu werden, desto mehr spüren sie das Zeitraubende und Ablenkende jeder Unterhaltung. Selbst die einfachsten häuslichen Verrichtungen, die man hundertmal getan hat, gehen nicht so leicht von der Hand, wenn man sich dabei unterhält. Im Laufe des Tages, da ist es etwas anderes. Zwar spürt man oft im engen Beisammensein Verwandten oder Freunden, die man lange nicht gesehen hat, gegenüber, wie wenig man sich im Grunde noch zu sagen hat, wie fremd man sich geworden ist. Um sich darüber wegzuätschen, spricht man von anderen über sie, und wer irgend sich ein feineres Gefühl dafür bewahrt hat, fühlt sich beschämmt und niedergedrückt, so daß bei ihm das Gegenteil wie bei jener obenerwähnten Frau eintritt: ein körperliches Unbehagen vom zuvielen Sprechen. Dies tritt allerdings immerhin nur bei den selteneren vornehmen Naturen ein; die meisten Menschen haben sich in Gesellschaft nur dann gut unterhalten, wenn sie fast die ganze Zeit über sich selbst geredet haben.

In Kaffeehäusern mit guter Musik drängt sich der Gedanke auf: Wozu spielt hier Musik? Die wenigsten Gäste

Ich, der Wilderer!

Es begann um die Mittagszeit. Das winterliche München kribbelt sonnabends mit dem Glockenschlag zwölf; aus allen Höhlen und Haustüren fängt es zu kribbeln an. Und die Straßen hin treibt ein blaues oder graues Gewimmel, viel tausend Heerhäufchen von leckern Skimützenträgern. Und die Bretter prahlen wie Feldzeichen. Und die Bahnhöfe starren wie Wälder.

Sonnabend Schlag zwölf Uhr begann es. Damals rückte der Unglückszug aus der Halle, und „mir war gleich so...“ wie man schiefalraunend zu sagen pflegt. Allerdings lag dieses erste Unheil in prägnanterster Sicht; ich sah es gewissermaßen mit inneren Augen heraufwachsen. Da war nämlich auch mein guter Freund Hans mit von der Partie. Hans ist gebürtiger Berliner, einen dünnen Meter und dreiundneunzig aufgeschossene Zentimeter groß; eine Seele von Mensch, doch mit einem Dämonengesicht begabt. Außerdem ist ihm eine unverwechselbare Sprechweise eigen.

Denkst man sich meinen Freund Hans unter Oberbayern, so ergibt sich ein natürlich begründeter, ins Groteske auswachsender Widerspruch. Aber diesmal präsentierte er sich in einem ganz ungewöhnlichen Aufzug: seine langen Beine steckten in den engsten Hosenröhren, die jemals ein Konfektionär erdacht, ein schneeweisser Sweater schmiegte sich kindlich und mit allzu kurzen Ärmeln um seine Oberpartie, und

Von Elisabeth Fries.

hören sie, ein bald lauterer, bald leiseres Gemurmel ebbt und flutet wie eine lebendige Begleitung, und der aufmerksame Beobachter stellt erstaunt fest, wie belanglos die Sätze sind, die die Leute am Tisch für wichtiger halten, als sich bei den Klängen des Orchesters zu erhören, ausruhend in ihm unterzutauchen.

Ist es die Großstadt, die dies Redebedürfnis so zur Blüte gebracht hat? Oder ist es von der Kleinstadt dahin verpflanzt? Das läßt sich wohl schwer feststellen, wenn auch wohl Einigkeit darüber herrschen dürfte, daß hier wie dort ge—redet wird über den lieben Nächsten, nur höchstens mit dem Unterschiede, daß in kleinen Verhältnissen das entstehende Unheil meist größer ist. Daß die Frauen es nicht allein sind, die ihren Jungen freien Lauf lassen, sondern daß oft am Bierisch noch mehr Schaden angerichtet wird, läßt sich wohl behaupten. Unbezahlbar richtig ist, daß durch nicht bewahrte Geheimnisse, durch gedankenlosen Vertrauensbruch schon großes Unglück entstanden ist.

Wenn wir von der üblichen Nachrede ganz absehen, so bleibt noch genug des Unerwünschten. Man denke nur an Gefühle, die durch unzarte Bemerkungen und neugierige Fragen verletzt wurden oder an Gedankengänge geistig arbeitender Menschen, die geštört werden. Wir wissen, daß die Gebirgsbewohner, die Menschen von der Waterkant, kurz alle, die noch inniger in und mit der Natur leben, des Wortes viel weniger bedürfen als wir Stadtmenschen. Sie sparen ihre Energie für Größeres. Es sei an dieser Stelle noch besonders des Fernsprechers gedacht, der es ermöglicht, jede kleinste Regung einem andern mitzuteilen, oft zur Verzweiflung dritter, die Dringendes besprechen wollen und stundenlang warten müssen!

Ein weit in der Welt herumgekommen Mann bevorzugte bei einem Besuch in der Heimat zum Erstaunen seiner Familie das Haus einer Verwandten, die erst durch Heirat zu ihrem Kreis gekommen war. Sie wußte sich seine Vorliebe nicht zu erklären, aber er verriet es ihr selbst, indem er sagte: „Du fragst mich gar nicht... Du sagst nicht: Nun erzähle — als ob man auf Kommando erzählen könnte!“ Der Mann kam aus der Einsamkeit einer fernen Insel und hatte verlernt, auf jede richtige Bemerkung gewissermaßen kleine Münze herauszugeben...

Wir machen unser Leben zu einem Geschwätz und merken es zu spät! Wir versäumen dabei nur gar zu oft, ein Wort zu sprechen, auf das der andere sehnüchtig wartet, das unsere Teilnahme, unsere Hilfsbereitschaft so ausdrückt, daß er weiß, es ist mehr als ein Wort, das zu nichts verpflichtet. Nach dem er hungrig, und wir sonst so Redseligen schweigen!

Vielleicht das Schönste in einer Ehe ist erreicht, wenn die Eheleute im Laufe der Jahre so innig miteinander verbunden sind, daß sie sich wortlos verstehen, daß der eine Teil die Gedanken des andern plötzlich forseht mit Worten, die beweisen, daß das Schweigen zwischen ihnen beredt war... Und noch ein anderes, unendlich Beglückendes gibt es, das ist, wenn der Mann weiß, daß er sich auf die Verschwiegenheit seiner Frau unbedingt verlassen kann, denn in einem alten Worte heißt es: „Ein Weib, das schweigen kann, das ist eine Gabe Gottes!“

Von Hans Jakobi.

während in seinem Rücken ein gewaltig aufgeblasener Rucksack wuchtete, saß ihm hoch auf dem Kopfe ein federleichtes, gamsfußgeschnücktes Hütchen.

Ringsum im Zuge saßen derbe Skihäserln. Hierzulande, in Preußen, macht man sich davon gar keine Vorstellung: aber das sind Heldenmädchen, muß man sich denken, Heldeninnen, Huldinnen mit männerehrendem Bizeps, feurigen Augen, weidrechter Mundart, die ihre zehn Stunden krazeln, wie andere Leute einmal durch den Tiergarten spazieren, Mädeln, die zum ersten Frühstück eine Halbe genehmigen und am Abend mit den Reizen eines genagelten Schuhplatters glänzen.

Unter den Skihäserln machte mein Freund eine fremdartige Figur. Soviel muß wahr sein. Aber daß hinter Holzkirchen ein Geficher und Geschnicke-Geschnade sich regte, widersprach mindestens den Regeln der Höflichkeit. Hans saß nämlich eine lange Zeit mit steinernem Antlitz, er trug seine Stirn graniten unter dem Hütchen... aber jetzt, wie die witzelnden Dinger dort am Fenster ermutigt zu einem Hauptschlag ansetzten, erhob er sich, trat zwischen seine rotwangigen Feindinnen, verbeugte sich knapp und sagte mit dem Charme eines Weltmannes, indem er auf ein paar Ziegen im verschneiten Walde deutete: „Gestatten, Gnädigste, sind det nu Jamsböcke?“

Münden blieben offen, große Augen starnten entsezt . . . man war geschlagen, erschlagen.

Unsere Gesellschaft bestand aus vier Personen, die jetzt, auf der Holzfäller-Haltestelle vor Station Tegernsee, den Zug verließen, ihre Bretzeln unter die Füße schnallten und den Aufstieg gegen die Neureuth begannen. Verzauberte Stille fernhin durch weißen Forst . . . man muß den Lakenleisen Schleichschritt auf Skier erlebt haben, um die wunderbare Zwiesamkeit nachzufühlen, in der schweigende Landschaft und Läufer sich einander ausschließen.

Und dann war plötzlich laute Fröhlichkeit um uns her. Wir traten am Saum der Hochwaldgrenze ins Freie . . . so winkte über den Sattel ein Trupp von lederhäutigen Burischen, ein rundes Dutzend, und sie brachten die derbe Kameradschaft der Sportlergilde. Eine tolle Horde: mit offener Brust und barenthaligem Schuhwerk, die Klampfen über der Schulter und zwölf Pfeifen in den zwölf bartigen Gesichtern.

Ihr Anführer war ein bayrischer Schriftsteller, und nette Jungen waren die andern. Ein stattlicher Heerwurm mag unser Zug die Hänge hinaufgekrochen sein, da uns von weit droben, von dem Marterl beim Unterkunftshaus her, der Wirt schon saftig Kernig-Körniges entgegenschrie. Es bezog sich übrigens aufs Quartier, das vielfach überfüllt und in festen Händen war. Sei's drum! Gemachte Betten hat ein ehrlicher Läufer noch immer verachtet. Das muß alles sein wie im Urwald: so frei und so vom Augenblick eingegangen.

In Wirklichkeit kam unsere Partie dann im Käser hinter dem Haupthause unter, und es war, abgesehen von Wind und Kälte, etwas Gutes daran . . . wie sich noch herausstellen wird.

Vorderhand war es Zeit für einen tüchtigen Willkommenstrunk in der durchwölkten Stube. Weil aber die Sonne schon hinter den fernen, fahlen Ortler gesunken, so dehnte sich die Becherei bis in die Dunkelheit.

Ich weiß nicht, wie eigentlich die Rede darauf kam. Wir saßen um den hölzernen Tisch. Zither und Harmonika schrumpften. Da plötzlich, in der Höhe, sprang das Gespräch aufs Wildern über: wie es gerade jetzt einen richtigen Krieg mit den Förstern gibt, wie der Girgl sich einen Bart aus Tannenreisern gefestzt hat und trotzdem erkannt und geschnappt worden ist. Wilde Sachen: vom geschossenen Rehbock im Kartoffelacker, vom Hiesel, der am Steinberg einen Bock von der Wand knallt, vorübergeht, umkehrt, zwei Burischen über seinem Fang trifft, mit Tannenreisern in den Naslöchern . . . und es sind maskierte Jäger und halten ihm auf zwei Schritte den Lauf vor . . .

„Also Bewährungsfrist,“ sagte der Wirt, „Bewährungsfrist gibt es schon gar nicht mehr. Sondern beim erstenmal gibt es gleich sechs Monate!“

Und vom Nebentisch ruft der Schriftsteller, ob wir überhaupt schon einmal ein Wild erlegt hätten. Hans, na Hans . . . das wäre gelacht! Hans, mit seinem zerschlissenen Jägerhütchen! Aber ich . . . zu meiner Schande gesteh' ich's: ich hatte damals kein Verhältnis zu dem edlen Weidwerk. Kaum aber ist mir das Geständnis entschlüpft, so geht der Wirt, ganz wie von ungefähr, an mich heran, und während man sonst schon von anderem redet, flüstert und raunt er an meinem Ohr: „Ah, dös war jetzt was für unseren Fimpferl“ — denn „Fünferl“ hieß ich nun einmal nach meinem Schnauzer auf Neureuth — „mir hätten da einen Hirschen . . . aber geh aussi, Fimpferl, und laß dir nix anklennen!“

Ich werde den Blitz nicht zum zweiten Male herabzücken können, der mich damals getroffen. Es war ein Augenblick, von einem Bazillus erfüllt, der mich mit Fieber ansprang. Ja, da kam und ging also allnächtlich ein Wild, vielleicht königlich und ein Sechzehnender . . . und der Wirt, der ihm lang' zu Leibe wollte, der Weidmann, der finstere Fachmann, gönnte die Ehre mir, dem Grünling, dem Stadtfratz. Zwar, er hatte noch eben von den bewußten sechs Monaten gesprochen, aber nur um so toller brannte die Lust am Wagnis. Ich war wie in Flammen: einmal habe ich den Dämon der Wilderer gespürt.

Etwas später hielt ich einen Drilling in Händen, und neben mir stand Freund Hans, ein erdfarbenes Pelerinchen über dem weißen Sweater, und mit demselben Mordgewehr darunter. Der Hunger, sagte der Wirt, treibe den Hirsch bis nahe ans Haus; wir würden im hellen Monde guten Schuß haben . . . und übrigens werde Schwager Girgl im Umgehungsmanöver die Beute herantreiben. Hans wehrte ab: „Guter Mann,“ wollte er sagen, „Ihre Gesinnung in Ehren —

aber wem sagen Sie das? Ich und die Jagd sind gewissermaßen zusammen aufgewachsen!“

Und also traten wir, drei heimliche Spießgesellen, vor die knarrende Tür. Sie lag weiß im Mondlicht, und wir sprangen ein paar Schritte wie Hasen, um den Schatten von schwarzen Föhrenzweigen zu gewinnen. Die Frostnacht weitete sich blank und gefährlich . . . hinter den Lichtertrauten Scheiben aber, so mußte ich denken, saßen die Kameraden und friedlich, wie sie ihren Wein tranken, fehlte ihnen auch die leiseste Ahnung, daß hier ein unerhörtes Wagstück vollendet wurde.

Ich kann sagen: es war kalt, kalt. Hoch über die Knie im Schnee war es sogar ein verteufter Pirschgang, die kugelige Berglehne gegen den Wald hinab. Aber dann kam der große Moment. Wir schllichen um einen Felsbrocken, wir sahen eine mäßige, bleiche Wiese vor uns . . . da stieß mich der Wirt in die Seite: „Siehst ihn? Pfeilgrad! Siehst den Bazi?! Wie's ihm schmecken tuat!“

Im Zwielicht war ein großer Körper vor uns, dicht an einer Tanne, die er zu knabbern schien. Der Hirsch! Der Augenblick! „Schieß! Schieß!“ flüsterte der Wirt. „Immer aufs Blatt!“ belehrte mich Hans . . . und „krach!“ echoten die Büchsen. Aber fast gleichzeitig zuckten von drüben her zwei Feuerstrahlen, hoch über unseren Köpfen pfiff die Luft, und eine furchtbare Stimme schrie: „Büchsen ab, ös Hallodri! Ös Sakramenter! Koan Schritt net . . .“

„Der Jäger!“ brüllte der Wirt . . . und wie das Donnerwetter fuhren wir hoch, kugelten uns im Schnee, sprangen, stürzten, jagten den Berghang empor. Die Türe lag weiß im Mond . . . wir rannten hinter das Haus. „Ins Bett!“ war alles, was der Wirt noch hervorstieß, „ins Bett und schlafen und von nix wissen . . .“, und wir sausten in unseren vereisten Käser. Niemals im Leben war ich so wie der Blitz aus den Kleidern. Niemals habe ich geschnarcht, während das Herz gegen die Rippen trommelte. O Alibi! Hans war der erste, der vielleicht nach einer halben Stunde aus unschuldigem Schlummer sich rührte.

„Verdamm!“ sagte er nur. „Verdammte Patsche!“

Indem kam der Schriftsteller herein und berichtete, daß der Jäger schon im Hause gewesen, und daß es keinen Sinn habe, noch weiter zu leugnen. Als wir dann in die Stube zurückkehrten, scholl uns Hallo entgegen. Elende Heimtüchter, sollten wir die Suppe nur auslösfern. Und der Wirt meinte rund und freundlich: „An euch geht's hinaus. Ihr habt's geschossen. I hab' gar koa Büch'n net g'habt. I woas überhaupt von nix . . . Ihr Sechs-Monat-Spezeln, verdächtige!“

„Habt ihr denn wenigstens was getroffen?“ fragte der Schriftsteller.

„Meine Herren,“ erklärte mein Freund Hans, „selbstverständlich stehen wir für die Folgen. Aber daß der Hirsch liegt, dafür stehe ich auch. Zwölfsender, wie ich beurteile. Und tadelloser Blattschuß . . . das wär' ja gelacht!“

Ich gestehe freimüttig, daß ich keineswegs für Folgen einzustehen gewillt war. Ganz im Gegenteil war mir grausam zumute; ich sah, Grünling und doch ein Mensch von unbefleckter Vergangenheit, phantastische Kerkermauern ringsum . . . mit einem Wort: ich hatte eine Heidenangst. Es trug wenig zur Verbesserung meines Zustandes bei, als der Schriftsteller hinausging und wiederkehrte: blutig rotgeschweißten Schnee in der Hand!

„Tatsache!“ meldete er. „Der Hirsch liegt.“

Hans blickte sich um. „Zwölfsender! Mein Kompliment!“

Da meinte der Wirt, daß man die Beute herausschaffen solle. Der Hergang und die Schuldigen seien ohnehin bekannt; morgen würde der Jäger die Sache in Schwung bringen. Wirklich verließen ein paar Knechte den Raum.

Gerichtet also! Entlarvt! Entehrt! ich, der Wilderer!

Die Stube grinste uns an, obzwar Freund Hans die strammste Haltung bewahrte. Auf der Diele wurden Schritte laut, schwere Schritte unter schwerer Last . . . sie schleppten, zerrten, schleiften einen, wie es schien, massigen Körper . . . die Tür flog auf, über die Schwelle glitt ein gestaltloses Unding, bräunlich, geschwollen . . . und ein brüllendes Gebrüder umdröhnte ras . . . und: „Ein guter Sack voll Laub,“ erklärte der Schriftsteller, „vom Wirt an den Tannenbaum angebaut und in der Dunkelheit von äsendem Wild gar nicht zu unterscheiden. Mein persönlicher Einfalls, meine Herren . . . und hohen Respekt allen Mitspielenden hier in der Stube wie dem Förster und Zutreiber-Schwager. Dreifach Weidmannsheil, aber natürlich den unfreiwillig Schuldig-Unschuldigen, den Wilderer . . . und ihrem tod sicherem Blattschuß!“

Der Künstler und der Fasching. Von Paul Gey.

Die Malerei ist ein elendes Handwerk. Sie will die Natur schildern — wie schwer ist das! Sie will den Dingen ins Herz leuchten — das ist fast unmöglich. Ein paarmal in jedem Jahrhundert entstehen einige Werke, die der Vollendung nahekommen. Sie sind überraschend und rätselhaft wie das Leben selbst. Sie enthüllen ihren Wert auch nicht gleich jedem, der sie betrachtet. Einer der bedeutendsten Kunstgelehrten und der leidenschaftlichsten Kunstgenießer unserer Zeit, Heinrich Wölfflin, hat gelegentlich gesagt: man betrachte und studiere ein langes Leben lang Hunderte, Tausende von Bildern, um das Dutzend herauszufinden, um dessentwillen sich die Mühe lohne. — Wie schwer muß das Malen sein! Das wissen die Künstler, und deshalb lieben sie den Fasching. Ich kenne einen guten Malprofessor. Er ist nicht mehr der Jüngste und nicht der Erfolgreichste. Sein Temperament ist stärker als seine Kunst. Er schlägt sich durch, klagt ein bisschen und freut sich, wenn er nicht ganz

vergessen wird. Aber in der Faschingszeit wird er närrisch. Da malt und zimmert er mit seinen Schülern eine Märchenwelt, wie sie ihm gleich kostlich und gleich überzeugend im Bilde zu gestalten nicht möglich wäre. Ferne Zonen und entlegene Zeiten werden lebendige Gegenwart, und wenn das Künstlerfest steigt, mischt sich der Herr Professor in bunter Bekleidung unter die im Tanz wogende Menge. Wie freut er sich über sein begeisterndes Werk. Keins seiner Bilder hat noch jemals soviel Freude gemacht, so viel Beifall gefunden. Liegt es wirklich nur an ihm und an der Unvollkommenheit seiner Kunstfertigkeit? Nein. Ein Kostümfest reizt kräftiger mit als ein Bild, und wer es besucht, hat zum Genuss besseren Willen als der Ausstellungsbummler oder gar -kritiker.

Darum schmücken die Künstler den Fasching: sie schaffen nicht für die Dauer, sondern für die Flüchtigkeit einer ausgelassenen Nacht. Die Vergänglichkeit ihres Tuns macht sie



Rosenmontag in Sevilla. Gemälde von Ch. Pukall.



Fasching auf dem Eis im Spreewald. Gemälde von Franz Martin Lünstroth.

nicht schwermütig wie manches Bild, an dem helle Hoffnungen und trübe Enttäuschungen hängen. Im Gegenteil wird die Phantasie durch das Bewußtsein beflogen, einmal nur zu spielen und dem handfesten Leben wenigstens in dem heiteren Spiegel der Narrheit zu dienen.

Und dann stehen sie mitten unter den Masken, selbst verummt.

Aber die Augen des Malers sind die gleichen geblieben und bald walten sie ihres Amtes: sie sehen Bilder über Bilder; unwillkürlich nimmt sie der Künstler auf, denn er will auch einmal bloß Genießer sein. Doch sie lassen ihn nicht los, Fluch und

Segen in einem. Und während er tanzt und tollt, schafft sein inneres Auge, und wenn er



Karneval. Gemälde von Hela Peters-Ebbecke.

irgend kann, stellt er sich in einen ruhigen Winkel, holt sein Skizzenbuch hervor — es steht natürlich im Domino — und zeichnet und notiert sich Farbtöne und Lichtwirkungen. Daheim aber beginnt er zu gestalten, die unerhörte Bunttheit des Rosenmontags in Sevilla, den Übermut des Faschings im Spreewald. Oder er malt seine junge Frau, wie sie vor dem Beginn des Festes ihr Kostüm für den Abend

zusammenstellt. Wie lustig ist es, ein Maler zu sein! Und doch fragwürdig, wie der Karneval. Hela Peters hat es gefühlt, als sie das lachende Mädel vor dem Vorhang malte. Es ist ein Clown, der sich nach ihrer Blume bückt, aber ein schwermütiger wie alle echten Narren und Künstler.

Borhang malte. Es ist ein Clown, der sich nach ihrer Blume bückt, aber ein schwermütiger wie alle echten Narren und Künstler.

Die Entstehung der chemischen Großindustrie durch Träume. Von Emil Lent.

Selbst die harmlosesten Kunstvertreter kennen wir, doch der Name Kekulé übersteigt kaum die Mauern chemischer Hörsäle. Wer August Kekulé war? Neben Liebig der bedeutendste Förderer chemischer Wissenschaft der älteren Schule. Die grenzenlose Entwicklung der organischen Chemie und insbesondere der Farbenchemie und der künstlichen Herstellung der Arzneimittel ruht auf ihm.

Die Millionen chemischer Verbindungen versuchte man zuerst als Vereinigung entgegengesetzte elektrisch geladener Atomgruppen aufzufassen (dualistische Theorie von Berzelius und Liebig). Als sich diese Anschauung unfruchtbar erwies, trat Dumas' Typentheorie an ihre Stelle, wonach die Eigenschaften der Körper mehr von einer bestimmten Lagerung der Atome als von ihrer Natur abhängen. Doch erst Kekulé (1829 bis 1896) errichtete den Grundbau zu dieser Strukturchemie, erweiterte sie durch Erkenntnis der Vierwertigkeit des Kohlenstoffss und durch seine Benzolformel. In Benzol und seinen unzähligen Abkömmlingen sind sechs Kohlenstoffatome ringförmig miteinander verknüpft, woraus sich die großen Unterschiede dieser überaus umfangreichen Körperklasse gegenüber der mit offener Kohlenstoffkette leicht erklären lassen. Auf dieser soliden Basis war erst das Verständnis gegeben, die ungeheure Zahl chemischer Stoffe zu fassen und selbst solche künstlich aufzubauen, die in der Natur nicht vorkommen.

Der „Künstler“ glaubte bisher, nur er bringe das Triebhafte, Kindliche, Urhafte durch das Kunstwerk zum Bewußtsein,

nur er könne von Situationen träumen, die ihm das Leben verweigert, nur er habe die Befreiung überschüssiger seelischer Energie gepachtet, nur er dürfe der Menschheit durch das Kunstwerk beichten. Wie beim Künstler tauchen zwar bei jedem großen Denker unbewußte Gedanken, Triebe und Affekte ans Tageslicht und werden, von der Vernunft durchsonnt, zum schöpferischen Werk verwertet. Doch nur der Künstler entblößt sich vor den Menschen und demonstriert ihnen seine Wünsche und Ängste. Bei einem wissenschaftlichen Werk sehen wir immer nur den realen, logischen Schlüßstein ohne Trieb oder Affekt. — Von dieser Regel macht nun Kekulé eine seltene Ausnahme. Bei einer Feststaltung der deutschen chemischen Gesellschaft sprach er (Berichte der deutsch. chem. Ges. XXIII., I., S. 1306 f.): „Vielleicht ist es für Sie von Interesse, wenn ich durch höchst indirekte Mitteilungen aus meinem geistigen Leben Ihnen darlege, wie ich zu einzelnen meiner Gedanken gekommen bin.“ Er erzählt von seinem Londoner Aufenthalt, wie er an einem Abend auf dem Dach eines Omnibusses einschlief. „Ich versank in Träumereien. Da gaukelten vor meinen Augen die Atome. Ich hatte sie immer in Bewegung gesehen, jene kleinen Wesen, aber es war mir nie gelungen, die Art ihrer Bewegungen zu erlauschen. Heute sah ich, wie vielfach zwei kleinere sich zu Pärchen zusammenfügten, wie größere zwei kleinere umfaßten, noch größere drei und selbst vier der kleineren festhielten und wie sich alles im wirbelnden Reigen drehte . . . Der Ruf des Konduktors: ‚Clepham

road!" erweckte mich aus meinen Träumereien, aber ich verbrachte einen Teil der Nacht, um wenigstens Skizzen jener Traumgebilde zu Papier zu bringen. So entstand die Struktur-Theorie. — Ähnlich ging es mit der Benzol-Theorie; daß ich in meinem Arbeitszimmer und schrieb an meinem Lehrbuch, aber es ging nicht recht; mein Geist war bei anderen Dingen. Ich drehte den Stuhl nach dem Kamin und versank in Halbschlaf. Wieder gaukelten die Atome vor meinen Augen ... Mein geistiges Auge unterschied jetzt größere Gebilde von mannigfacher Gestaltung. Lange Reihen, vielfach dichter zusammengesetzt: alles in Bewegung, schlängenartig sich wendend und drehend. Und siehe, was war das? Eine der Schlangen erfaßte den eigenen Schwanz, und höhnisch wirbelte das Gebilde vor meinen Augen (Benzolring). Wie durch einen Blitzstrahl erwachte ich. Auch diesmal verbrachte ich den Rest der Nacht, um die Konsequenzen der Hypothese auszuwählen.

„Lernen wir träumen, dann finden wir vielleicht die Wahrheit. Und wer nicht denkt, dem wird sie geschenkt, er hat sie ohne Sorgen. Aber hüten wir uns, unsere Träume zu veröffentlichen, ehe sie durch den wachenden Verstand geprüft worden sind. — Unzählige Keime des geistigen Lebens erfüllen den Weltraum, aber nur in einzelnen seltenen Geistern finden sie den Boden zu ihrer Entwicklung; in ihnen wird die Idee, von der niemand weiß, von wo sie stammt, in der schaffenden Tat lebendig.“

Kekulé folgerte als Chemiker aus diesen Traumbildern Theorien, die mit einem Schlag die chemische Groß-Industrie begründeten. Ein anders orientierter Denker hätte zum Beispiel aus der Schlange, die sich in den eigenen Schwanz beißt, nicht die Benzolformel geschlossen, sondern vielleicht die mythologische Bedeutung des Schlangensymbols erkannt als das häufig dargestellte Symbol der Ewigkeit. Auch die Alchimisten, die Vertreter der indischen Yogalehre und die vielen Märchendichter, kannten das Symbol der Schlange oder des Drachens als Verführung, die ewige

Sünde, die überwunden werden muß. — Kekulé löste sich von seiner „Schlange“ durch sein unsterbliches Werk. Seine „höchst indirekten Mitteilungen“ erhellen so Kekulés Leben und Werk und verknüpfen es mit ewigen Symbolen. — „Von dem Gesez, das alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet.“ (Goethe.) — Und Kekulé erzählt dann weiter, wie ihn sein Vater unbedingt zum Architekten bestimmen wollte, er aber die Chemie wählte und, obwohl er viele Lehrer gehabt, er doch keiner Schule angehöre. Schließlich sagt er: „Machen Sie sich frei vom Geist der Schule, dann werden Sie fähig sein, Eigenes zu leisten.“

Kekulé löste sich frühzeitig von der Autorität des Vaters und der Schule los. Nur diese Lösung, die Überwindung des Alten befähigt zu neuen Werken. Wer neue Werte schafft, zerstört damit die alten. Nietzsche verglich sich mit einem Handwerker, der mit einem Hammer das Alte zertrümmern muß. Im „Kain“ von Byron wird Luzifer nach dem Wesen des Todes befragt. Luzifer: „Frage den Zerstörer!“ — Kain: „Wen?“ — Luzifer: „Den Schöpfer. Beides ist eins, er schafft ja nur, um zu zerstören.“ — Auch Goethes Wort: „Stirb und werde!“ klingt hier an.

Aber Kekulé ging leider den Weg alles sterblichen Geistes; gegen alle chemischen Theorien nach ihm verhielt er sich ablehnend. Ohne Berücksichtigung dieses Rückschlages im Alter gilt für ihn und wohl für jeden schöpferischen Denker, was Richard Wagner in den „Meistersingern“ vom Dichter sagt: „Mein Freund, das grab' ist Dichterwerk, daß er sein Träumen deut' und merk'. Glaub' mir, des Menschen wahrster Wahn wird ihm im Traume aufgetan. Alle Dichtung und Poeterei ist nichts als Wahrraumdeuterei.“

Aus denselben Traumbildern bildet, je nach Anlage, der eine ein Drama, der andere eine Symphonie und der dritte die Grundlage einer Wissenschaft. So verschwinden bei jedem schöpferisch-tätigen Menschen zeitweilig die Grenzen zwischen Realität und Phantasie.



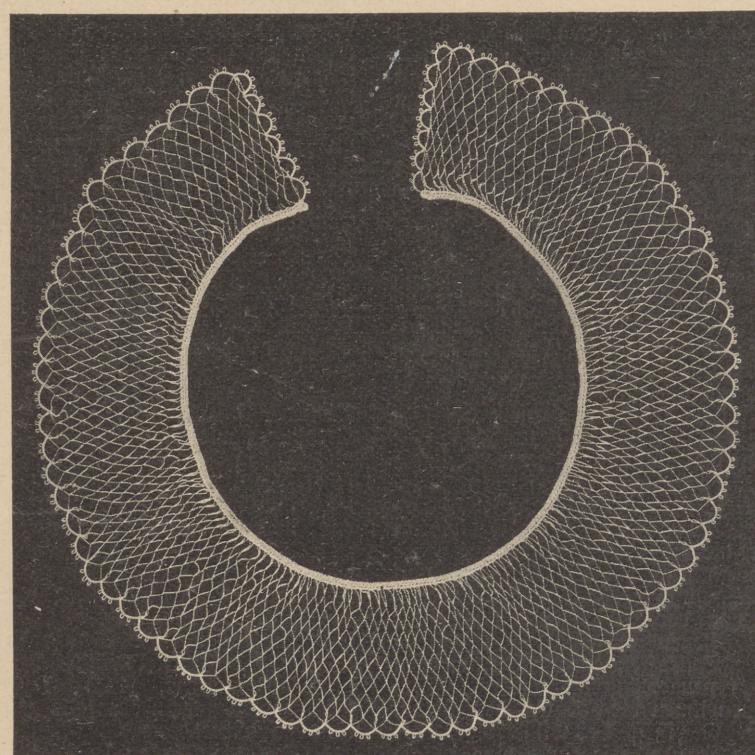
Wohl dem, der sich ein Schaffen schuf
Im Aufwärts auf steilen Stufen, —

Ein Spitzenkragen für Stillkleider.

Der zierliche Kragen, der sich besonders gut auf dunklem Samt ausnimmt, ist in der bekannten Art filiert und mit einem Randäckchen in Ochharbeit versehen. An Material benötigt man zwei Sterne elsenbein- oder ecrusfarbene oder aber weiße Nähseide. Gearbeitet wird mit einem dünnen Holzstäbchen oder in Ermangelung dessen einer starken Stricknadel.

Der Anfang besteht aus 150 Filetmäschchen, dann folgen 11 Gänge, die der Länge nach zu stricken sind. Zur oberen festen Kante werden mit doppelter Nähseide 300 Luftmäschchen angeschlagen, in jede Luftmaßche eine feste Masche gehäkelt, danach das Filetstück so angenäht, daß auf 2 feste Maschen eine Filetmasche kommt. Nachdem alle Fäden gut vernäht und verknüpft worden sind, wird der äußere Kragenumrand mit Ochtybögen verziert, und zwar so, daß je ein Bogen in zwei zusammengefügten Filetmäschchen eingehängt wird.

Ist der Kragen fertig, so muß er etwas gesteift werden. Man löst dazu ein halbes Blatt weißer Gelatine in $\frac{1}{4}$ Wasser



Schmaler Kragen, filetgestrickt, mit Ochtyverzierung, für Stillkleider.
Entwurf: Lina Bögner, Fellbach i. W.

Der wirken darf in einem Beruf,
Zu dem ihm sein Herz berufen! — f. s.

auf, taucht ein sauberes Tuch hinein, drückt es gut aus und legt den Kragen in der gewünschten Form zwischen das Tuch. Nun wird mit der flachen Hand auf beiden Seiten leicht geklopft. Der Kragen darf nur feucht, nicht naß, werden; es wird zum Schluss nicht zu heiß gebügelt.

Die Frau in der Strafentlassenenfürsorge.

Die pflegende und fürsorgende Tätigkeit ist eigenstes Arbeitsgebiet der Frau. Wenn auch zu allen Zeiten Männer Vorzügliches in der sozialen Arbeit geleistet haben, so sind die mütterlichen Kräfte doch gerade bei dieser Arbeit unentbehrlich und in ihrer Eigenart unvergleichlich. Fraglos ist vorbeugende Fürsorge am wichtigsten, aber wir müssen uns auch der Gefangenheiten annehmen, weil sie nicht allein die Allgemeinheit gefährden, sondern auch Ansteckungsstoff verbreiten, der unbescholtene, charakterschwache Menschen ebenfalls auf die schiefe Bahn bringen kann. So tragisch auch die Lebensumstände sind, die manchen Bestrafsten in das Gefängnis führten, so muß man doch frei von jeder Sentimentalität bleiben, um sich nicht täuschen zu lassen

und zweckentsprechend vorzugehen. In vielen Fällen sind einmal Entgleiste vor weiteren Unehrlichkeiten bewahrt geblieben, wenn der geschädigte Arbeitgeber sie scharf zurechtwies und mit Anzeige bei Wiederholung der Straftat drohte. Bedauerlicherweise aber kommt es wiederholt vor, daß Angestellte sofort entlassen werden, wenn sie sich etwas zu schulden kommen lassen, daß aber keine Anzeige erfolgt. Diese Menschen gefährden dann ihre Umgebung, zumal der neue Arbeitgeber ja nichts von ihrem Vergehen weiß.

Die Scheu vor Einstellung von Strafentlassenen ist nicht immer begründet. Gewiß, es gibt Elemente, die nicht wieder ehrlich werden wollen und jede Arbeitsstelle nur als Sprungbrett für weitere Straftaten verwenden, aber viele erstmalig Bestrafte können vor Rückfällen bewahrt bleiben, wenn sie eine ordentliche Arbeit bekommen; kommen doch so viele junge Menschen durch Leichtsinne zur ersten Straftat und bereuen sie nachher bitter! Darum ist es eine wichtige Aufgabe arbeitgebenden Frauen, Vorbestrafte einzustellen. Dabei ist zu beachten, daß kaum zehn Prozent der Angezeigten gefaßt werden, wir haben es also hier nur mit jenen zu tun, deren Straftaten wir kennen, während die raffinieritesten Diebe schwer zu fassen sind. Man bemüht sich heute im Strafvollzug, erziehlich auf die Gefangenen einzuwirken, aber der Mangel an Fürsorge, der Mangel vor allem an tüchtiger und lehrreicher Arbeit innerhalb vieler Gefängnisse, begrenzt den Erfolg. Nach der Entlassung aber kommt das Schlimmste! Die Gefangenen haben Obdach und Nahrung innerhalb des Gefängnisses gehabt, ohne dafür Sorgen zu müssen und stehen dem erneuten Lebenskampfe hilflos gegenüber. Meistens sind sie sogar weltfremd geworden und machen sich von dem Leben in der Freiheit ein falsches Bild. Strafentlassenenheime gibt es bisher nur in Hamburg. Da das kleine Heim der Heilsarmee nur 40 Mann aufnehmen kann, sind die entlassenen Leute in Berlin auf das Obdachlosenasyl angewiesen, in dem sie Gefahr laufen, vollends zu verkommen.

Es wird vielfach eingewandt, daß Mitleid mit Strafentlassenen nicht angebracht sei, weil gegenwärtig unzählige, unbescholtene Menschen arbeitslos sind und andere ohne Schuld in ihrem Alter verarmt dastehen. Wenn von dem Mitgefühl mit dem einzelnen Bestraften ausgegangen wird, mag dieser Einwand berechtigt erscheinen, aber für einen arbeitslosen Strafentlassenen besteht immer die Gefahr, weiter abzugleiten und die Allgemeinheit fortgesetzt zu schädigen.

Wenn man einmal den verschiedenen Straftaten nachgeht, die Akten kennt und den Gründen nach forscht, die zur Tat führten, findet man viele Entlassene, denen getrost eine Arbeit anvertraut werden kann. Führt doch so oft irregeleitete Phantasie, schlechte Lektüre oder Verführung zur ersten Entgleisung. Infolgedessen können auch nicht kriminell veranlagte Menschen zu Straftaten kommen, die ihnen die Achtung ihrer Mitmenschen rauben. Denn die schwerste Strafe beginnt ja erst nach der Entlassung aus dem Gefängnis! Zudem wendet sich die Familie in den meisten Fällen von dem Gestrauchelten ab und, entwurzelt und arbeitslos, sucht er die Gesellschaft anderer Asozialer.

Die staatliche oder städtische Fürsorge vermag da sehr wenig zu tun, weil weder ausreichende Mittel noch Arbeit vorhanden sind. Gerade durch die Landarbeit, die dauernde Verbindung mit der Natur, läßt sich günstig auf den arbeitswilligen Strafentlassenen einwirken. Aber bekanntlich sind es nicht in erster Linie die Arbeitgeber, sondern die Arbeitskameraden, die sich gegen die Beschäftigung Vorbestrafter wenden. In vielen Fällen kann aber durch geschicktes und vermittelndes Eingreifen Entlassung vermieden werden, auch wenn die anderen etwas von der Vergangenheit erfunden haben. Wenn die Unbescholteten aufhören, sich grundsätzlich ablehnend gegen die Bestraften einzustellen, werden die Abgeglittenen nicht durch neue Täuschungsversuche tiefer in Lügereien verstrickt, sondern ihnen die Möglichkeit geboten, ein neues Leben anzufangen. Gewiß gibt es Misserfolge, aber jeder Erfolg macht so große Freude, wie kaum eine andere helfende Tätigkeit; denn einen Menschen auf den geraden Weg der Ehrlichkeit zurückzuführen, ist für uns Frauen ein Erlebnis von besonderer Bedeutung.

Lenka von Koerber.

Reinigen und Auffrischen von vernachlässigttem Linoleum.

Flecken sind aus Linoleum mitunter sehr schwer zu entfernen, denn scharfe Lösungsmittel greifen nicht nur die Farbe, sondern auch die Bindungsmittel dieses Stoffes an. Müssten schärfere Lösungsmittel angewendet werden, so heißt es damit sehr vorsichtig umgehen. Wird die Stelle durch die Behandlung etwas aufgehellt, so ist es nicht allzu schwierig, diese mit einem entsprechenden Farbstoff wieder etwas nachzudunkeln.

Ein wirkames Lösungsmittel für Fette und Harze ist der Äther. Diese Flüssigkeit mischt sich mit Alkohol in jedem Verhältnis, muß jedoch wegen ihrer leichten Entzündbarkeit von Licht und Feuer ferngehalten werden. Der Äther sollte nur bei ganz alten und hartnäckigen Flecken angewandt werden. Ein besseres und weniger gefährliches Lösungsmittel ist das Chloroform. Es löst alle Fette und Harze.

Der Preis spielt bei den kleinen Mengen, die zu einer Fleckenlösung erforderlich sind, in der Regel keine Rolle.

Ein weniger scharfes Fleckreinigungsmittel ist der Salmiakgeist. Auch dieser darf nicht in konzentrierter Form verwendet werden, sonst ist zu befürchten, daß sich die Farben verändern oder durcheinanderlaufen. Ein Lösungsmittel für leichter lösliche Verbindungen ist das Glyzerin. Es läßt sich mit Wasser, Weingeist und Ätherweingeist in allen Mengenverhältnissen mischen und kann so — erforderlichenfalls mit schärferen Zusätzen gemischt — für Verunreinigungen in verschiedenen Graden als Lösungsmittel dienen.

Essigsäure löst ebenfalls sehr verschiedene fetige und nichtfettige Verbindungen; auch diese ist im Handel in verschiedenen Reinheits- und Stärkegraden vorhanden.

In der überwiegenden Mehrzahl wird es sich bei Linoleumflecken um Ölfarbenflecke handeln. Man bestreicht diese, sofern es sich nicht um zu alte Flecke handelt, zuerst mit reinem Terpentinöl, das sich bis jetzt am besten bewährt und nur noch von Chloroform übertrroffen wird. In Fettflecken allerart lagern sich feine Staubteilchen ab, die die Fläche stark verunzieren. Derartige Schmutzflecken löst Benzin zwar sehr gut, aber es bilden sich die häßlichen Höfe um die gereinigte Stelle. Um dies zu verhüten, benutzt man zur Lösgung eine Magnesiapaste. Gebrannte (nicht kohlensaure) Magnesia wird mit soviel Benzin versetzt, daß sich ein Brei bildet, der das Benzin nur bei Druck ausfließen läßt. Auf den zu tilgenden Fleck bringt man eine 3 bis 5 mm hohe Schicht der Paste. Nach dem Verdunsten des Benzins wird die Paste erneuert. Um die Bildung des Höfes an der gereinigten Stelle zu verhindern, legt man einen feuchten Lappen um die Fläche; da sich Benzin nicht mit Wasser mischt, breitet es sich nicht weiter aus. Veraltete Flecken weichen einer Behandlung mit einer Paste von Äther-Magnesia, die in ganz ähnlicher Weise wie die Benzinpaste bereitet und angewendet wird. Die Wirkung muß jedoch vorher erprobt werden, denn der Äther-Magnesiabrei kann unter Umständen die Farbe stark verändern.

Bei veralteten festsitzenden Verschmutzungen wird man statt der scharfen Lösungsmittel mitunter vorteilhafter die Reinigung mit Stahlwolle vorziehen. Stahlwolle besteht aus allerfeinsten Stahlfasern, die beim Schleifen mit dem Bausch keine Schrammen erzeugen. (Es dürfen nicht etwa Stahlpäne, auch nicht „feine“ Stahlpäne benutzt werden.) Man erleichtert sich die Reinigung mit der Stahlwolle, wenn man zum Schleifen etwas Glyzerin benutzt. Auch hierbei wird zwar von der Oberfläche des Stoffes mit dem Schmuse etwas Material heruntergeschliffen; aber derartig radikale Säuberungen finden doch nicht allzuoft statt, und dann ist es vorteilhafter, eine feine Schicht herunterzunehmen, als durch scharfe Lösungsmittel den Linoleumstoff bis zu einer erheblichen Tiefe auszulauen. Nach der Reinigung mit der Stahlwolle wird das Linoleum ebenfalls gespült und nach dem Trocknen weiter behandelt.

Sind die Flecken beseitigt, so wird die gesamte Fläche mit lauwarmem Seifenwasser gescheuert, gut gespült und nach dem Trocknen ganz dünn aber gleichmäßig mit Leinöl eingetrieben.

Arthur Garbe.

Der Frühjahrsmantel.

Das erste Liedchen des ersten Stares, noch vom winterlich kahlen Baumgeäst herab gesungen, ist für die modisch interessierte Frau das Signal, sich mit ihrer Frühjahrsgarderobe zu beschäftigen. Die alten Bestände werden genutzt und auf Ausbesserungen und Änderungen hin durchgesehen, Neuanfassungen überlegt. Manches Kleidchen, das man im Winter getragen hat, kann auch für die freundliche Jahreszeit übernommen werden, so z. B. alles was aus Seide ist, mit Ausnahme vielleicht der schwarzen Nachmittagskleider. Ja, auch der Filzhut kann, sofern er noch ansehnlich ist, in unveränderter Gestalt weitergetragen werden, trotzdem "man" für März und April natürlich noch einen Strohhut "daneben" haben muß. Doch das ist ein anderes Kapitel und gehört nicht hierher.

Ein Kleidungsstück, das man jedoch bestimmt nicht vom Winter für Frühling und Sommer übernehmen kann, ist der Mantel. Hier heißt es, ist der vorjährige oder vorvorjährige „erledigt“, wohl oder übel tief in den Beutel greifen.

Mit den heutigen Bildern wollen wir unseren Leserinnen einige Richtlinien für den Kauf oder die Anfertigung des neuen Frühjahrsmantels geben. Im großen und ganzen hat sich gegen das Vorjahr an ihrer Gestalt nichts wesentlich verändert. Der bei den Kleidern von Jahr zu Jahr erfolgende Wechsel der Modellsilhouette findet bei den Mänteln seinen stärksten Ausdruck erst dann, wenn es sich um die leichten Sommermäntel aus Seide handelt. Wir unterscheiden grundsätzlich den Vormittags- oder Reisemantel, wobei man den erstgenannten natürlich auch nach drei Uhr mittags tragen kann. Schlechter Stil würde es hingegen sein, mit einem eleganten Nachmittagsmantel (siehe Abbildung links unten) schon zehn Uhr morgens, etwa bei Einkäufen für den Haushalt, zu erscheinen. — Auf der Grenze zwischen Vormittags- und Nachmittagsmantel steht das Modell aus feinem Tuch (Abbildung unten rechts), während die beiden anderen Beispiele ausgeprochen sportliche Mäntel darstellen.



Straßenmantel mit westenartigem Einsatzeil und Verschluß auf einen Knopf für Frühjahr, Reise und Sport. Aufnahme: d'Ora, Wien.

Detta.

Wieviel Gemüsesamen braucht man?

Beim Bestellen der Gemüsesamen verfällt man leicht in den Fehler, viel zu große Mengen zu beziehen. Später wird dann meist zu eng gesät und die Pflänzchen stehen „wie Haare auf dem Hund“, stecken verzweifelt die Blättchen nach oben, um wenigstens etwas von den lebenspendenden Sonnenstrahlen zu erhalten, werden dabei lang und „spillerig“ und sind nicht imstande, sich zu gesunden, nutzbringenden Pflanzen auszubilden. Man mache sich nur einmal klar, wieviel Samenkörner etwa auf ein Gramm gehen.

Der Majoran steht mit 6000 Körnern auf ein Gramm an erster Stelle. Ihm folgt der Thymian mit etwa 5000. Sellerie hat etwa 2000, abgeriebene Möhren, wie man sie meist im Handel kauft, 1000, Petersilie 650, Mairüben über 500, Lauch etwa 350, Kohlrüben etwa 360, ebenso Winterkohl, Gurken etwa 40, Kürbis 4 bis 6, Spinat 120 Korn.

Jeder Same geht natürlich nicht auf. Im Wistbeet kann man mit einem Drittel, im Freien gar mit der Hälfte wegbleiben. Sämlinge rechnen. Wenn auf gut vorbereitetem Boden weit gesät wird und zu dicht auftretende Pflanzen frühzeitig verzogen und ausgelichtet werden, so daß sich jede einzelne voll entwickeln kann, kommt man mit sehr wenig Saatgut aus. Eine Familie von 4 bis 5 Personen benötigt etwa 100 g Spinat, 500 g Rüffbohnen, je 10 g frühe oder späte Möhren oder Karotten, 100 g Kopfsalat, $\frac{1}{2}$ Pf. Kneiselserbsen, 1 Pf. Markerbsen, $\frac{1}{2}$ Pf. Schoten, 1 Pf. Bohnen, 1 bis 2 g Bohnenkraut, 20 g Schwarzwurzeln, 30 g Radies, 10 g Kohlrabi, 100 Korn

Blumenkohl, 10 g Wirsing, ebensoviel Rotkohl, 10 g Gurken, 10 g Blätterkohl, 15 g Rettich, 15 g rote Bete usw.

Sehr viel Wert ist auf guten Samen zu legen. Den Spinat, die Radieschen, die Möhren, Erbsen, Bohnen, Kohlrabi, Salat usw. sät man natürlich nach und nach, in Abständen von etwa 14 Tagen. — Je nach den Lieblingsgerichten der Familie vermehrt oder verringert sich die einzelne Menge der Samen.

D. F.



Eleganter Frühjahrsmantel aus sandfarbenem Tuch mit Biesengarnitur und Beizah von leichtem Sommerpelz. Aufnahme: Hanni Schwarze.



Mantel nach neuestem Schnitt aus hellbraunem Panama. Aufnahme: Hanni Schwarze, Berlin.



Frühjahrsmantel aus silbergrauem Woll-Alpaka. Modell: Habig, Wien-Berlin. Aufnahme: d'Ora, Wien.

Für die Küche.

Apfelsinengerichte.

Apfelsinen-Plinsen. Von Eiern, Mehl und Milch oder Sahne wird ein flüssiger Plinenteig gemacht. In einer flachen Pfanne werden ganz dünne Plinsen recht rösch gebadet. Auf einer angewärmten Schüssel werden sie in der Weise angerichtet, daß man sie aufeinandersticht, aber bei jeder Schicht etwas ausgepreßten Apfelsinenast daraufstellt und Zucker daraufstreut. Dann wird das Ganze wie eine Torte geschnitten und gereicht.

Apfelin-Macedoine. Man höhlt vorzüglich einige große, schöne Apfelsinen aus, nachdem man vorher einen Deckel abgeschnitten hat. Das Apfelinennest wird in Würfel geschnitten, dazu kommen kleine Apfelsinestücke, Bananen und Ananas; dieser Salat wird gezuckert und mit einem Gläschen Maraschino oder Kirschwasser gemischt. Einige Rumfischen können auch daruntergelegt werden. Dann wird der Salat in die ausgeglichenen Apfelsinen gefüllt, die ein Weilchen auf Eis geholt werden. Beim Anrichten gibt man statt des Deckels einen Löffel Schlagsahne darauf, die man mit einer Kirsche krönt.

Apfelin-Mitör. 125 g getrocknete, zerkleinerte Apfelinenschalen werden mit $\frac{1}{2}$ l rectifiziertem Spiritus übergossen, fest verschlossen — mit Pergamentpapier zugebunden, 20 Stunden an einem warmen Ort (neben dem Ofen) gestellt und dann durch ein Filterpapier gegossen. Dann locht man 1 Pfd. Zucker mit 1 Wasser auf, filtriert dieses warm und giebt es zu dem Extrakt. Nun vermisch mit alles mit $\frac{1}{2}$ l rectifiziertem Spiritus, läßt es 5 bis 6 Tage am kalten Ort stehen, filtriert es noch einmal, dann ist der Sirup fertig.

Apfelin-Bowle. 1 Flasche Medoc Lamarque, 2 Flaschen Hochheimer, 375 g Zucker die Schale von einer, das in Scheiben geschnittene Innere von 3 Apfelin. Man läßt diese Ingredienzen in einem kühlen Raum in zugedecktem Gefäß durchziehen (nimmt aber die Apfelinenschale etwas eher heraus), bis der Zucker verschmolzen und zieht, ehe man das Getränk austrägt, eine Flasche Seitzer-Wasser hinein.

Verwendung von Apfelinenschalen. Jede herumliegende Apfelinenschale ist gedankenlose Verschwendug, darum sollte man schon in den Schulen die Kinder dazu erziehen, jede Schale sorgfältig zu sammeln und sie entweder vor dem Genüß der Frucht oder nachher fein abzuschälen; getrocknet ist sie zu vielerlei guten Sachen in der Küche zu verwenden.

Bon den Apfelin, die im Haushalt verwendet werden, sollte die kluge Hausfrau alle Schalen (das Gelbe) sorgfältig abreiben. Diese abgeriebene Schale menge man mit Zucker zu gleichen Teilen und drücke sie fest in ein Glas mit Deckel. Hierzu kann man jederzeit jede beliebige Menge hinzufügen.

Kommt nun die Rhabarberzeit, so lohnt sich die kleine Mühe. Während man den Rhabarber zum Schmoren vorbereitet, setzt man das dazu nötige Wasser mit dem Zucker an, dazu einen kleinen Kaffeelöffel der abgeriebenen Apfelinenschale, das läßt man ein Weilchen köcheln. Dann kommt der Rhabarber hinein, um in einigen Minuten weich zu Kochen. Kommt hochfein!

Ebenso verwendet man die eingezuckerte Schale zum Einmachen des Rhabarbers in Weckgläser. Man gibt zu jeder Schicht eine Kleinigkeit abgeriebener Schale hinzu, zu einem Literglas einen knappen Teelöffel voll. Durch das Sterilisieren vermisch sich der Apfelinengeschmack innig mit dem Rhabarber.

Zerner ist diese abgeriebene Schale ein köstliches Gewürz zum Pflanzenmus. Wenn man dieses im Herbst einfacht, sollte nie eine tödliche Dosis dieses Gewürzes fehlen.

Ein wunderbar erfrischendes Getränk erhält man auf folgende Weise: Man nimmt einen Teil fein abgeschälter Apfelinenschale und giebt darauf soviel Weingeist oder konzentrierten Spiritus, daß die Schalen bedekt sind. $\frac{1}{4}$ l genügt für ein Glas, das $\frac{1}{2}$ Pfd. hält. Diesen Sirup läßt man fest verschlossen einige Wochen mindestens stehen, es kann aber das ganze Jahr davon gebraucht werden. Dann locht man 1 Pfd. Zucker mit $\frac{1}{2}$ l Wasser, nimmt dazu 20 g kristallisierte Zitronensäure und einen Eßlöffel voll von der Apfelinensezess. Damit bereitet man mit Wasser eine förmlich erfrischende Limonade, der an Wohlgeschmack kaum eine andere gleichkommt. Die Essenz ist auch für seines Gebäck ein sehr schönes Gewürz, doch darf man nur geringe Mengen dazu verwenden. Sie erhöht nicht allein die Triebkraft, sondern auch den Wohlgeschmack.

Apfelinensaft für Limonaden. Zutaten: 12 Apfelin, 8 Pfd. Hutzucker, 2 l kochendes Wasser, $\frac{1}{4}$ Pfd. kristallisierte Zitronensäure.

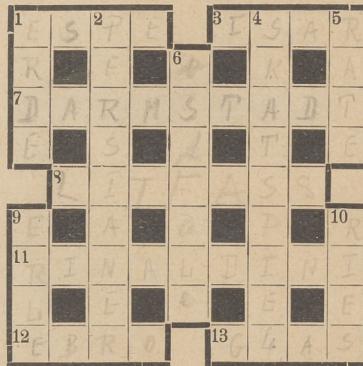
Der Hutzucker wird in Stücke geschlagen und auf diesen Stücken reibt man die Schale der 12 Apfelin ab, tut sie in einen großen Porzellangehäler, gibt die Zitronensäure darauf und giebt 2 l kochendes Wasser darauf; man röhre mit silbernem oder Porzellantlöffel tüchtig um, bis alles verschmolzen ist und füllte kalt auf Flaschen, die verlorkt jahrelang halten wird.

Ein Viertel dieses Saftes zu drei Viertel kaltem Wasser ist an heißen Sommertagen ein sehr angenehmes Getränk, vor allem viel billiger als die künstlichen Limonaden.

Die eigentliche Apfeline, die zurückbleibt, kann man als Apfelinensalat eingezuckert verwenden, doch muß dies bald geschehen, da die Frucht durch den Druck des Abreibens bitter wird.

J. N.

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Pappelbaum, 3. Nebenfluß der Donau, 7. süddeutsche Hauptstadt, 8. Erfinder der Platatsäule, 11. Räuberhauptmann, 12. Fluß in Spanien, 13. Werkstoff. **Senkrecht:** 1. Planet, 2. Pelzart, 4. Kartenspiel, 5. Teilzahlung, 6. Angehöriger eines Sachsenstamms, 9. Laubbaum, 10. Papiermaß.

2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: ab — bau — bi — bo — bo — bu — ca — char — chou — da — dal — de — do — du — du — drey — e — e — e — el — el — en — en — er — fe — fels — gar — ger — gie — gie — gout — hang — he — i — i — il — ki — koll — kow — le — leigh — ler — lip — lo — lo — lo — ma — na —

nau — ne — ne — neu — nu — oe — pi — ra — ra — ral — rau — reich — rho — rib — rich — rich — rich — ro — ro — rus — sa — san — sche — se — se — sitz — so — son — ster — strut — sen — sen — tah — ten — ti — ton — tor — tos — tri — tum — u — un — un — wa — wei — witz — ze — ze — zo sind 41 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. deutsche Universitätsstadt, 2. germanischer Gott, 3. Gewicht, 4. altgriechische Landschaft, 5. Husten-Heilmittel, 6. zeitgenössische Graphikerin, 7. Wasserblume, 8. nordische Göttin, 9. Stadt in der Ukraine, 10. mitteldeutscher Fluß, 11. Krankheit, 12. Zeitangabe, 13. Zweig der Landbewirtschaftung, 14. Fleischgericht, 15. europäischer Staat, 16. Stadt in der Nieder-Lausitz, 17. Schlachttort in Böhmen (1866), 18. Nebenfluß der Donau, 19. assyrischer König, 20. Wassergott, 21. Schauspielerin, 22. männlicher Vorname, 23. Kraftmaschine, 24. biblischer Berg, 25. Staat in Nordamerika, 26. Fluß in Frankreich, 27. Geländearist, 28. deutscher Dichter, 29. Ort an der Elbe (1756), 30. Organisator der bayrischen Einwohnerwehren, 31. Fluß in Italien, 32. Nil-Land, 33. Küstenland an der Adria, 34. geometrische Figur, 35. männlicher Vorname, 36. Stadt an der Saale, 37. Nebenfluß der Elbe, 38. zeitgenössischer Dichter, 39. Märchenwesen, 40. englischer Seeheld, 41. Huftier.

Die ersten und die letzten Buchstaben, letztere in umgekehrter Reihe, ergeben ein Wort von Goethe.

3. Versteckrätsel.

Die Striche sind durch Wörter zu ersetzen, die aneinandergereiht einen Satz aus Schillers „Tell“ ergeben. — unentschlossen zögernd schwankt, Und sich so — nicht weiß zu regen, — sehr um dies und jenes bangt, Erst — will prüfend überlegen; Wer stets —, mit Zögern schafft, — kaum erreichen, was er wollte: Wer — baut auf seine Kraft, Wird niemals —, was er sollte.

R. N.

Auflösungen der Rätsel siehe übernächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 20.

1. Rösselsprung:

Mein Glück.

Ich sandte meine Kraft hinaus,
Das Glück mir zu erringen;
Sie kehrte müde heim ins Haus
Und mit gebrochenen Schwingen.
Ich sandte meinen Mut hinaus,
Das Glück mir zu erjagen,
Er trogte kühn in Sturm und Braus,
Ward doch zuletzt geschlagen.
Ich sandte meinen Fleiß hinaus,
Das Glück mir zu erwerben;
Er mührte sich jahrein, jahraus,
Erfolg: ein Häuslein Scherben!
Ich sandt mein frisches Herz hinaus,
Sollt' an der Sonn' gefunden:
Ein zweites Herz brach' es nach Haus:
Da war das Glück gefunden!

2. Silbenrätsel: 1. Daudet, 2. Immense, 3. Eimer, 4. Walle, 5. Altai, 6. Enzian, 7. Seide, 8. Samowar, 9. Irving, 10. Gartenbau, 11. Kainit, 12. Elbe, 13. Isphahan, 14. Tannenberg, 15. Holde, 16. Semiramis, 17. Trautenau, 18. Damon, 19. Irland, 20. Epitaph, 21. Wiene, 22. Ali, 23. Turandot.

— Die Wäßigkeit ist die Mutter einer guten Gesundheit. — 3. Kasparrätsel: „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der tägliche sie erobern muß.“ — 4. Teile und Ganzes: Erde. — 5. Zwei Namen: Ines, Seni.